

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmann

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 9

I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 51

São Paulo, 7. Juni 1913

IX. Jahr.

## Die Eisenbahnen Brasiliens im Jahre 1912

Am 31. Dezember 1912 hatten die im Verkehr befindlichen Eisenbahnen Brasiliens eine Streckenausdehnung von 23.074,265 km. Da am Ende des Jahres 1911 die Länge des Eisenbahnnetzes 22.286,905 km betrug, so war im vergangenen Jahre ein Zuwachs von 787,36 km zu verzeichnen.

Wenn wir unsere Betrachtung der einzelnen Bahnen im Norden beginnen, so ist zunächst zu berichten, daß bei der Madeira-Mamoré-Bahn die letzte, 72 Kilometer lange Strecke von Ribeirão nach Guajará Mirim dem Verkehr übergeben wurde. Die ganze, wichtige Bahn von 364 Kilometer Länge ist somit jetzt im Betrieb. Für Brasilien hat sie im wesentlichen eine indirekte Bedeutung, denn der Verkehr, der aus dem südlichen Matto Grosso den Guaporé und Mamoré abwärts dem Madeira und dem Amazonas zustrebt, wird voraussichtlich zum mindesten auf sehr lange Zeit nicht groß werden. Aber das ganze diessseits der Anden gelegene Bolivien mit seinen reichen Naturschätzen wird durch diese Bahn, die die Stromschnellen und Wasserfälle im Madeira und Mamoré umgeht, an den Weltverkehr angeschlossen. Brasilien gewinnt also einen beträchtlichen Transitverkehr und voraussichtlich auch einen Teil des Zwischenhandels. Auf der Tocantins-Bahn sind 45 Kilometer der Teilstrecke Cametá-Tocantins im Betrieb, 13 Kilometer im Bau und die Pläne für 126,2 Kilometer genehmigt. Der Bau der Bahn von S. Luis do Maranhão nach Caxias schreitet rüstig fort. Die Bauarbeiten erstrecken sich bisher über 340,49 km. Die Strecken Caxias-Codo und Rosario-Itapicurú konnten bisher dem Betrieb noch nicht übergeben werden, kommen aber noch im laufenden Jahre zur Eröffnung. Die South-American Railway Construction Co. hat 758,864 km im Betrieb. Im Bau befinden sich 32 Kilometer von Fortaleza do Ceará nach Crato, 40 Kilometer von Camocim nach Therezina (Piauhy) und 32 Kilometer von Fortaleza nach Itapipoca. Bei der Estrada Central do Rio Grande do Norte sind 100,944 km im Betrieb. Die Bauarbeiten schreiten regelmäßig fort. Das Netz der Pachtgesellschaft Great Western of Brasil Railway Co. hat eine Ausdehnung von 1.598,859 Kilometer. Gegenwärtig wird an der Verlängerung der Conde d'En-Bahn nach Piauhy gebaut. Für 113,651 Kilometer sind die Pläne schon genehmigt.

Die Viação Ferrea da Bahia hat 1.405,56 Kilometer im Betrieb, davon 123,13 Kilometer Breitspurlinie (1,6 m), 965,77 Kilometer mit 1 Meter Spurweite und 316,66 Kilometer mit 1,067 m Spurweite. Im Bau sind 423 Kilometer, genehmigt die Pläne für 1.676,685 Kilometer. Die Victoria-Minas-Bahn übergab die Strecken von Naek nach Cachoeira Escura (19,976 km) und von Rodeador nach Riacho das Varas (16,496 km) dem Verkehr, so daß sie nunmehr 527,755 Kilometer im Betrieb hat. Ausserdem sind die Pläne für 242,982 Kilometer genehmigt.

Bei der Noroeste do Brasil wurden im Jahre 1912 194,796 Kilometer von Jupia nach Rio Verde und 278 Kilometer von Porto de Esperança nach Correntes in Betrieb genommen. Der Verkehr erstreckt sich jetzt also über 935 Kilometer. Die Goyaz-Bahn hat 225,807 Kilometer in Betrieb, von denen die Strecke Tigre-Alto da Serra do Urubú mit 221,922 Kilometer auf das Jahr 1912 entfällt. Die Pläne für 991,333 Kilometer sind genehmigt. Auf der Rede Sul-Mineira wurde durch die Eröffnung der Strecke Guaxupé-Itiguassú (34 km) das in Betrieb befindliche Netz auf 1.082,24 Kilometer ausgedehnt. Für die Verlängerung der Linie von Itiguassú bis Santa Rita de Cassia und für die Zweigstrecken von Passos und Lavras, zusammen 229,974 Kilometer, sind die Pläne genehmigt. Die Leopoldina Railway übergab auf der Curvello-Linie 12,4 Kilometer dem Betrieb. Die von der Bundesinspektion der Eisenbahnen ausgearbeiteten Pläne für die Bahn von Uberaba nach Villa Platina wurden genehmigt.

Auf der Estrada de Ferro Funilense (São Paulo) gelangten 22 Kilometer Verlängerungsbauten zur Eröffnung. Die São Paulo-Rio-Grande-Bahn hat 1.395,679 Kilometer im Betrieb. Die Arbeiten an den Linien São Francisco-Porto da União, Paranapanema und Serrinha-Porto Amazonas schreiten vorwärts. Die Pläne für die Zweiglinie nach Guarapuava (93 km) sind bereits genehmigt. Die Rio Grande do Sul-Bahnen haben 2.172,061 Kilometer im Betrieb und eine Reihe von Linien im Bau.

Die Länge der Linien, deren Bau auf den verschiedenen Bahnen verträglich vereinbart ist, beträgt 11.979 Kilometer. Davon werden etwa 3200 Kilometer im laufenden Jahre in Angriff genommen werden.

Was die direkt in Bundesbesitz und unter Bun-

desregie befindlichen Bahnen, nämlich die Zentralbahn und die Oeste de Minas, sowie die Bahnen im Staate São Paulo anbelangt, die keine Bundesgarantie besitzen, also die São Paulo Railway, die Companhia Paulista und Mogyana sowie die Sorocabana Railway, so macht die Botschaft des Bundespräsidenten, der wir die obigen amtlichen Ziffern entnehmen, über die Paulistaner Bahnen gar keine Angaben (doch sind ihre Linien in der Gesamt-Kilometerzahl einbegriffen), und über die beiden anderen Bahnen bringt sie detaillierte Ausführungen, auf die wir bei anderer Gelegenheit, noch eingehen werden.

## Festtag in Petropolis

(Zum fünfzigjährigen Jubiläum der evangelischen Kirche.)

Petropolis, du reizende Garten- und Villenstadt im Gebirge, was bist du schön bei mildem Frühsommerwetter, wenn die Sonne hell und mild herabscheint, wenn ein kühler Wind weht, welcher die Sterne in der Nacht glitzern und funkeln macht, wenn das Auge des Wanderers mit Entzücken auf dem bunten Blumenschmuck weilt, sich an den geschmackvollen Landhäusern erfreut und seine Lungen die reine frische Gebirgsluft einatmet! Diesen Eindruck hatte wohl jeder, der am Sonntag, den 25. Mai, von Rio heraufkam, um einer schönen kirchlichen Feier beizuwohnen. Eine deutsch-evangelische Kirche steht dort ein halbes Jahrhundert, und es sollte der Tag gefeiert werden, an dem vor 50 Jahren das Gotteshaus eingeweiht wurde, damals ein schmuckloser Notbau, jetzt mit seinem zierlichen weißen gotischen Turm die Zierde unter den deutschbrasilianischen Kirchen und eins der schönsten und anmutigsten Gebäude in dem an hübschen Bauten reichen Petropolis.

Der ganze innere Raum der Kirche glich einem Palmengarten und harmonisch mischte sich das schöne Grün mit den schlichten, ruhigen Farben, in welchen die Kirche gehalten ist. Zur Seite des Altarraums, mit dem hübschen gemalten Fenster im Hintergrunde, nahmen rechts die Pastoren fast aller deutsch-evangelischen Gemeinden Mittelbrasiliens mit den Kirchenältesten Platz, welche zu der in Petropolis tagenden ersten ordentlichen Synode als Delegierte erschienen waren; links sah man die Konfirmandinnen der Gemeinde und Schülerinnen der deutschen Schule. Das Gestühl links war für die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft reserviert. Die geräumige Kirche füllte sich allmählich mit den Gemeindegliedern und ihren Familien und mit sonstigen Gönnern und Freunden der Kirche von nah und fern.

Nachdem sich die Kirche unter Glockengeläute bis auf den letzten Platz gefüllt hatte, traten der ständige Vertreter des Evangelischen Ober-Kirchenrates in Berlin Herr Propst Lic. Braunschweig — eine stattliche Erscheinung, das goldene Kreuz an einem doppelten Seidenband, das Abzeichen seiner hohen kirchlichen Würde, auf der Brust — in Begleitung des Herrn Pfarrers Zink aus Campinas, welcher die Festpredigt übernommen hatte, und des Gemeindepfarrers Herrn Pastor Leesch aus der Sakristei. Die kirchliche Feier begann mit dem Largo von Händel, ausgeführt von einem tüchtigen Streichorchester mit Harmoniumbegleitung. Es liegt in dieser so einfachen und doch erhabenen Komposition etwas, das wie kaum ein anderes kirchliches Musikwerk die Herzen zu Gott erhebt, die Bedrängten tröstet, die Zweifler wieder auf die rechte Bahn

bringt. Das mag wohl manch einer unter den Zuhörern, der das Gotteshaus im allgemeinen meidet, gefühlt und sich gesagt haben, daß es doch um eine einfache Kirchenfeier, solange jeder mit Liebe dabei mitwirkt, etwas Großes ist. Und daß es Liebe und Wille war, etwas für den schönen Zweck zu schaffen, was die Gemüter Gott näher bringt, das ersah man aus allem, was die kirchliche Feier bot, sei es die Orchestermusik am Anfang und nach der Festpredigt, welche in dem lieblichen „Harre, meine Seele“ ausklang, sei es in den Festgesängen des starken gemischten Kirchenchores, welcher mit Beethovens majestätischem „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ begann und welcher die liturgischen Gesänge nach der Predigt vortrug, sei es schließlich der Männerchor des Gesangsvereins Eintracht, welcher Abts „Still ruht die Erde“ mit voller Hingabe sang. Dann brachten die schönen Gedenkworte, welche der Gemeindeglieder Herr Pastor Leesch vom Altare aus über den Zweck der Feier sprach, bei allen die rechte Feierstimmung hervor, bei manchen werden sie alte, halbverklungene Erinnerungen aus früherer Zeit ins Gedächtnis zurückgerufen haben, denn unter den Gemeindegliedern sind noch einige am Leben, welche das Kirchlein seit seiner Fertigstellung vor 50 Jahren kennen und lieben. Herr Pastor Zink, einer der ältesten Pfarrer in Brasilien, der seit mehr als einem Menschenalter in verschiedenen Gemeinden tätig gewesen ist, leitete seine Festpredigt mit einem geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung der Gemeinde ein, indem er von ihren Pfarrern, 8 an der Zahl, sprach, und hatte als Text für seine Predigt die Worte aus dem Epheserbrief Kapitel 4 über die Ermahnung zur Gottseligkeit und Einigkeit gewählt, die Gemeinde zu steter Eintracht mahnend, ohne welche kein Werk gedeihen und die am allerwenigsten eine Kirchengemeinde entbehren kann, wenn sie den an sie gestellten ethischen, moralischen und religiösen Pflichten zu Gottes Ehren und zum Besten ihrer selbst voll und ganz nachkommen will. Die Gemeinde hatte das Kirchweihlied nach der herrlichen Melodie „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“ gesungen und als der letzte Vers verklungen war, trat Herr Propst Braunschweig vor den Altar, um in schlichten markigen zu Herzen gehenden Worten der Festgemeinde den herzlichen Gruß und die Segenswünsche des evangelischen Oberkirchenrates in Berlin zu dem Jubiläum zu überbringen, und um die Schlußliturgie abzuhalten. Bei dem Vaterunser erklangen die Glocken vom hohen Turme in die stille Natur hinaus, und bewegten Herzens verließ man nach dem Segen des Herrn das Gotteshaus. Die Feier wird jedem, der daran teilgenommen hat, unvergeßlich bleiben.

Pastoren, Kirchendeputierte, Gemeindeglieder aus Petropolis und Freunde aus Rio nahmen dann im Restaurant Meyer in den frühen Nachmittagsstunden ein wohl vorbereitetes Frühstück ein, bei welchem mit herzlichen Worten der bekannten Gastfreundschaft Brasiliens, zumal derjenigen der Gemeinde Petropolis gedacht wurde. Manches ernste und heitere Wort tönte aus dem Munde der Redner, und fröhliche Hochrufe klangen aus den Reihen der Festteilnehmer auf die in den Reden Gefeierten. Nach Beendigung des Mahles wurde eine Fahrt mit der elektrischen Straßenbahn (einer Errungenschaft von Petropolis aus der neuesten Zeit) eine Spazierfahrt nach dem hübschen Ausflugsort Cascatinha gemacht, und in fröhlicher Stimmung kehrte man abends in die Stadt zurück, um sich dann wieder um halb acht Uhr im Kristallpalast zu treffen, wo ein Lutherfestspiel aufgeführt wurde, etwas ganz Neues für das Petropolisaner deutsche Publikum, welches

in Scharen herbeigeströmt war und den geräumigen Saal ganz füllte. Bei dieser gut in Szene gesetzten Aufführung konnte man so recht beobachten, mit welcher Hingabe und mit welcher Liebe die Veranstalter des Festes gearbeitet und sich keine Mühe haben verdrießen lassen, um es nach jeder Richtung hin angemessen zu gestalten. Es war Leben auf der Bühne, alles war gut durchdacht, die Kostüme zeitgemäß gewählt und die einzelnen Volksszenen wurden von den Darstellern wahrheitsgetreu dem Publikum vorgeführt. Volles Lob verdient namentlich der Darsteller des Reformators, und auch die übrigen Freunde und Feinde der Reformation, welche sich um die Person Luthers scharten, entledigten sich ihrer schweren, oft undankbaren Aufgabe mit Geschick und Hingabe. Die Zwischenpausen füllte ein gutgeschultes Streichorchester mit Klavierbegleitung aus. Um halb elf Uhr war das Spiel zu Ende, und der große Raum begann sich allmählich zu leeren. Alle nahmen Abschied mit dem Gefühl, einen erhebeuden Festtag in dem reizenden Petropolis verlebt zu haben.

Möge stets Gottes reicher Segen über der Stadt und der deutschen Kirchengemeinde walten! G.

## Wochenschau.

### Deutschland.

— Die Versuchsstation für drahtlose Telephonie zu Nauen hat den Weltrekord geschlagen. Es gelang ihr, mit einem Apparat System Telefunken, auf 700 Kilometer stundenlang ein Gespräch zu unterhalten. Jetzt wird schon die Hoffnung geäußert, daß es bald gelingen werde, über den Atlantischen Ozean drahtlos zu telephonieren.

— In Breslau ist es zu einem Konflikt zwischen Arbeitern und Polizei gekommen. Beschäftigungslose Arbeiter hielten eine Versammlung ab, auf der sie beschlossen, der Stadtverwaltung eine Bitte vorzulegen, daß sie für ihren Unterhalt sorgen sollte. Eine große Anzahl Arbeiter ging darauf im geschlossenen Zuge nach dem Stadthause, als sie von der Polizei an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert wurden. Während des auf diese Weise provozierten Durcheinanders gab ein Arbeiter mehrere Revolverschüsse ab und verletzte dabei ein Polizistenpferd.

— Der Lenkballon „Sachsen“, Typ Zeppelin, der sich gegenwärtig in Baden-Baden befindet, wird bald einen Rundflug antreten nach Wien, Berlin und Leipzig.

— Die Mitglieder der argentinischen Sondermission wohnten in Döberitz Militärübungen bei, die unter der persönlichen Leitung Kaiser Wilhelmus ausgeführt wurden. Die Argentinier, von welchen Herr Uriburú Oberst ist, waren von dem Gesehenen mehr als befriedigt. Besonderen Eindruck haben auf sie die Uebungen eines Luftkreuzers gemacht. — Am Abend gab der argentinische Gesandte einen Empfang, zu dem etwa fünfzig Personen erschienen.

### Deutschland.

— Es verlautet, daß das italienische Königspaar am Ende des Monats Juni Berlin besuchen werde. Nach dem Aufenthalt in der deutschen Reichshauptstadt wird König Viktor Emanuel und Königin Helena nach Stockholm reisen.

— Im Reichstag hat die mit Spannung erwartete Diskussion über die Bewilligung der mit der Heeresvorlage verbundenen großen Kredite begonnen. Man ist der Annahme, daß es dem Reichskanzler gelingen wird, eine Formel zu finden, die die Parteien und das Volk befriedigt. Die Sozialdemokraten wer-

den, ihrem Programme getreu, manche Punkte des Projektes bekämpfen, aber aus verschiedenen Aeusserungen geht hervor, daß sie doch entschlossen sind, für gewisse Steuern, die die stärksten Schultern belasten, zu stimmen. Nachdem auf der einen Seite Rußland durch die in Aussicht gestellte Erhöhung der Friedensstärke auf 50 Armeekorps (jetzt hat es 37) und auf der anderen Seite Frankreich durch die Einführung der dreijährigen Dienstzeit ihre Macht vermehren wollen, bleibt Deutschland nichts anderes übrig, als die Nachbarn zu begleiten. Hier handelt es sich tatsächlich um eine nationale Sache. In der numerischen Stärke kann Deutschland Rußland nicht begleiten, denn ein Land von 160—170 Millionen Einwohner kann eine größere Armee aufstellen als ein Land von 67 Millionen Einwohner, aber gerade deshalb sieht Deutschland sich in der Lage, die äußerste Anstrengung zu machen.

— Die argentinische Sondermission stattete in Tegel den Borsig-Werken einen Besuch ab. Sie wurden von dem Chef des Werkes empfangen und wurde ihnen ein Frühstück serviert, bei dem mehrere Trinksprüche gewechselt wurden. Nachher besuchten die argentinischen Herren das Grab des um Südamerika hochverdienten Forschers Alexander von Humboldt und legten dort einen prachtvollen Kranz nieder.

— Im Großen Belt ist der Kreuzer „Blücher“ aufgefahren.

— Im Reichstag sprach Herr von Bethmann-Hollweg über die elsässische Frage und erklärte, daß die Elsasser die in der letzten Zeit ergriffenen Maßnahmen gegen die Preß- und Vereinsfreiheit selbst verschuldet hätten.

— Das Projekt betreffend die Reichsangehörigkeit von dem im Auslande sich aufhaltenden Deutschen wurde in zweiter Lesung angenommen.

— In den letzten Tagen zirkulierte das Gerücht, daß Griechen auf den deutschen Kreuzer „Straßburg“, der vor Piräus ankert, Schüsse abgegeben hätten. Diese Meldung hat aber keinen Glauben gefunden.

— Nicht weit von Danzig wurde die Leiche des Aviatikers Dickmann ans Land gespült, der im Monat Februar bei einem Flugunfall in die See gestürzt war.

— Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Jagow, wurde über die Verhandlungen betreffend die Bagdad-Bahn interpelliert. In seiner Antwort erklärte er, daß Deutschland vollkommen auf dem Laufenden sei und daß seine Interessen gewahrt erschienen. Der internationale Vertrag, die genannte Bahn betreffend, könne ohne die Zustimmung Deutschlands nicht zustande kommen.

— Der Reichstag wurde bis zum 9. Juli geschlossen.

— In der Sonnabend-Sitzung des Reichstages wurde über die elsässische Frage gesprochen. Der nationalliberale Abgeordnete von Kalker vertrat den Standpunkt, daß die Französelei auch ohne Ausnahmegesetze bekämpft werden könne, während der Reichsparteiler Schultz sich dahin äußerte, daß der Reichstag noch in die Lage kommen werde, Ausnahmegesetze auszuarbeiten, um der französischen Hetze in den Reichslanden zu begegnen. Der Unterstaatssekretär des Innern, Dr. Richter, hielt die Ausnahmegesetze für unbedingt notwendig, denn im Elsaß werde mit allen Mitteln gegen Deutschland agitiert.

— Die Deutsch-Argentinische Zentralliga gab den Mitgliedern der argentinischen Sondermission, ein Festessen, an dem unter anderen auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Jagow, der Minister des Innern, Herr Delbrück, der Finanz-

und Handelsminister, Herr von Sydow, sowie Marschall von der Goltz und General von Gayl teilnahmen. Zuerst sprach Minister Delbrück, der einen Vergleich zwischen Argentinien und Deutschland zog. Nach ihm ergriff das Wort der argentinische Gesandte, Herr Molina, der auf Kaiser Wilhelm ein Hoch ausbrachte. Nachher sprach Herr Lewald, Präsident der deutschen Abteilung auf der Ausstellung in Buenos Aires. Ihm folgte Bürgermeister Herr Reicke und nach diesem sprach der Sondergesandte Herr Salas. Alle Reden waren sehr herzlich gehalten und aus allen klang heraus, daß die Beziehungen zwischen dem europäischen Kaiserreich und der südamerikanischen Republik die denkbar besten seien und daß aus diesen Beziehungen für beide Teile ein großer Nutzen erwachse. — Am Sonntag machte die Sondermission einen Ausflug auf dem Wannensee und schließlich stattete sie dem Lenkballon „Hansa“ einen Besuch ab.

## Von den Balkanländern.

Die Unterzeichnung des Präliminarfriedensvertrages in London hat in der ganzen zivilisierten Welt eine große Freude ausgelöst. Jetzt kann Europa wieder aufatmen und auch die überseeischen Länder haben allen Grund, froh zu sein, denn der schädliche Einfluß erstreckte sich auch auf die andere Seite des Ozeans und die Pleite manches Geschäftsmannes, der nie einen Bulgaren in Lebensgröße gesehen, war darauf zurückzuführen, daß die bulgarischen Generale den Friedensschluß verzögerten.

Der ganze Wortlaut des Vorvertrages ist sonderbarerweise nicht nach Brasilien telegraphiert worden, aber man weiß, daß er als die künftige Grenze des Türkenreiches die Linie Enos-Midia festsetzt. Daß eine neutrale Zone geschaffen worden wäre, wie die österreichische Presse das erwartete, ist nicht bekannt geworden, so daß man zu der Annahme hinneigen kann, dieses sei nicht geschehen. Ein Telegramm aus Sophia an den londoner „Daily Telegraph“ meldet wohl, daß die Gesandten Deutschlands und Rußlands im Namen ihrer Herrscher König Ferdinand die Schaffung einer solchen neutralen Zone vorgeschlagen hätten, da der Bulgaren-König aber mit der von Oesterreich erwünschten Zone von sämtlichen Balkanfürsten am allerwenigsten zu tun hat, so muß man annehmen, daß der Vorschlag der zwei anderen genannten Großmächte ein anderes Gebiet betraf.

Nachdem nun zwischen den bisherigen Feinden der Friede zustande gekommen ist, wird die Frage aktuell, ob die bisherigen Freunde sich nun wirklich vertragen werden. Die in der letzten Woche des vorigen Monats stattgefundenen Zusammenstöße zwischen den Streitmächten der verschiedenen Balkanverbündeten lassen darauf schließen, daß die Freundschaft keine solide ist, aber zum Kriege gehört bekanntlich Geld, Geld und nochmals Geld und dieses haben die Bulgaren ebenso wenig wie die Serben und die Griechen. Dieser Mangel am Nervus Rerum ist jedenfalls die beste Garantie, daß die Balkanstaaten sich schließlich verständigen und der Welt das Schauspiel eines neuen Krieges ersparen werden.

Der vielgenannte bulgarische Delegierte, Dr. Danjew, der, wie gemeldet, sich für einen Bismarck und seine Bauernschlauheit für die höhere Diplomatie hält, hat mit einem pariser Journalisten eine Unterredung gehabt und dabei hat er auf eine sehr weise Art verraten, wie der Friede auf dem Balkan erhalten werden könne. Es gäbe drei Möglichkeiten:

entweder ist Bulgarien damit einverstanden, daß der zwischen ihm und Serbien bestehende Vertrag aufgehoben wird, oder ist Serbien damit einverstanden, daß der Vertrag seine Gültigkeit behält — die dritte Möglichkeit ist, daß die beiden streitenden Balkanstaaten entweder den Zaren, oder das Friedensgericht in Haag anrufen, um über die Streitsache zu entscheiden. Die vierte Möglichkeit, die noch die allerwahrscheinlichste ist, hat Danjew nicht erwähnt: daß der Schiedsrichter ungebeten erscheint und mit erhobener Rute die feindlichen Brüderchen zwingt, vernünftig zu sein.

Zwischen den Ministerpräsidenten der Balkanverbündeten werden in den nächsten Tagen Konferenzen stattfinden und dann wird man erfahren, wie die Grenzstreitigkeiten geregelt werden sollen.

## Notizen.

### São Paulo.

**Kaffeevalorisation.** Der Finanzsekretär hat aus New York die Nachricht erhalten, daß der Appellationshof den Prozeß gegen das Valorisationskomité verworfen hat. Damit hat diese Sache ihr Ende gefunden.

**Zollamt in Santos.** Das Zollamt in Santos hat in den ersten fünf Monaten dieses Jahres folgende Beträge eingenommen:

Januar	9.095:075\$000
Februar	8.190:215\$000
März	9.263:343\$000
April	9.304:130\$000
Mai	8.190:464\$000

Total 44.043:227\$000

Der Monatsdurchschnitt der Zolleinnahmen ist demnach 8,88 Contos. Wenn es in demselben Verhältnis weiter geht, dann wird das Zollamt bis Ende des Jahres die nette Summe von mehr als hundert Millionen Milreis einnehmen. Der santenser Handel hat noch lange nicht den Höhepunkt erreicht. Er hat in den letzten Jahren, wie wiederholt statistisch nachgewiesen, einen ungeheuren Aufschwung genommen, aber ihm steht eine noch größere Entwicklung bevor. In nicht allzu langer Zeit werden die Staaten Matto Grosso und Goyaz über Santos importieren. Die in Santos beginnenden Eisenbahngeleise werden bis an Paraguay und bis Bolivien reichen; das santenser Hinterland wird an Größe manches König- und Kaiserreich weit übertreffen und dann wird die Einfuhr jedenfalls einen Umfang nehmen, gegen den der bisherige Import ganz gering erscheinen wird.

**Große Transaktion.** Herr José Martinelli hat von Herrn José Ignacio da Rocha Werneck die Häuser Nrs. 11, 13, 15, 17, 19, 21, 23, 25, 25 A und 27 der Rua São João und das Haus Nr. 67 der Rua São Bento für 1.114:285\$000 käuflich erworben.

**Neue Strafanstalt.** Die deutschen Dampfer „Würzburg“ und „Habsburg“ haben 406 Kisten Fliesen für die neue Strafanstalt gebracht. Mit dem Dampfer „Lougrand“ werden für dasselbe Gebäude 14.200 Fässer Zement eintreffen.

**Besserungsanstalt.** Das „Instituto Disziplinär“ wird jetzt eine Handwerksschule erhalten. Die minderjährigen Vagabunden, die in diesem Institut untergebracht sind, werden somit die Gelegenheit haben, sich in einem Handwerk auszubilden. Dadurch kann mancher von ihnen auf den richtigen Weg zurückgeführt werden.

**Handelswoche.** Die Lage des Santos-Marktes hat sich im Laufe der Woche, wie (das schon aus den täglichen Veröffentlichungen zu ersehen war, etwas verschlimmert. Die Basis für Typ 6 sank von 6\$300 auf 6\$000. Im Laufe der Woche wurden 16 238 Sack verkauft gegen 20 440 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 2 706 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Freitag mit 6146 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Donnerstag mit 3 912 Sack. Drei Tage lang war der Markt paralytisch. Die Zufuhren betragen im Laufe der Woche 36 057 Sack gegen 24 359 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren betrug 6 009 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 7 332 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Dienstag mit 3 402 Sack. Seit dem 1. Juli betragen die Zufuhren 8 264 915 Sack gegen 9 681 859 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Verkäufe betragen seit dem 1. Juli 5 617 666 Sack, die Verschiffungen 8 385 235 Sack. Die Vorräte betragen am Sonnabend 1 223 277 Sack gegen 1 729 443 Sack am gleichen Datum des Vorjahres.

Die Bedeutung Südamerikas für die österreichische Auswanderung. Am 25. April abends hielt im Niederösterreichischen Gewerbeverein in Wien der Kammerkonsulent Herr Dr. Anton Sattler-Dornbacher einen Vortrag über die Bedeutung Südamerikas für die österreichische Auswanderung. Die Wiener „Neue Freie Presse“ schreibt darüber: Der Vortragende, welcher die Kolonien Brasiliens selbst bereist hat und auch anlässlich seines Aufenthaltes in Argentinien Gelegenheit hatte, die dortigen Verhältnisse eingehend kennen zu lernen, schilderte in seinem Vortrag die Behandlung, die den Auswanderern im Zwischendeck zuteil wird. Er bemerkte, daß die Ueberfahrt im Zwischendeck keineswegs so schrecklich sei, als man allgemein anzunehmen geneigt ist, und Berichte über die Schrecken des Zwischendecks mit großer Skepsis aufzunehmen seien. Dann schilderte er die Vorkehrungen, die in den einzelnen Häfen von Brasilien zur Aufnahme und zum Weitertransport der Auswanderer getroffen sind und gab eine eingehende Beschreibung der mustergültig geleiteten Einwandererheime in Rio de Janeiro und São Paulo, wo die Auswanderer sechs Tage unentgeltlich zubringen können und auf Staatskosten verpflegt werden. Das Auswandererheim in Rio de Janeiro nimmt das Territorium einer ganzen Insel ein und besteht aus einer Anzahl von Schlafsälen und einzelnen Räumen zur Bequartierung von Familien. Die Küche mit modernen Dampfkochkesseln ist in einem separaten Pavillon untergebracht mit anstoßenden grossen Speisesälen. Die Insel besitzt ein eigenes Krankenhaus mit einer Anzahl von Aerzten und Isolierpavillons für ansteckende Krankheiten, ferner eine eigene gute Dampfwäscherei, Desinfektionsapparate, elektrische Beleuchtung und eine eigene Post- und Telegraphenstation. Der Transport der Auswanderer von Bord nach der Insel erfolgt mit eigenen Dampfbarkassen des Hospizes. Ähnlich ist auch das Auswandererheim in São Paulo eingerichtet. Eine umfassende Arbeitsvermittlung ist organisiert, welche alle Arbeitsgelegenheiten in Evidenz führt und durch Beamte, welche der Sprache der Einwanderer mächtig sind, bei Abschluß der Kontrakte interveniert, um zu verhindern, daß der der Sprache unkundige und mit den Landesverhältnissen nicht vertraute Auswanderer übervorteilt werden kann. Der Vortragende erörterte auch die Chancen der Auswanderer als landwirtschaftliche Arbeiter auf den Kaffeeplantagen und gab eine Darstellung der Maßnahmen, welche seitens der einzelnen Staaten

Brasiliens zur Ansiedlung von Kolonien auf Regierungsland getroffen wurden. Der Redner kommt zum Schlusse, daß es mit Ausnahme von Kanada in keinem Lande der Welt einem vollständig mittellosen Auswanderer so leicht gemacht werde, selbständiger Grundbesitzer zu werden, bemerkt aber, daß nur in der Landwirtschaft aufgewachsene Personen der schweren Arbeit, die mit der Rodung und der ersten Anpflanzung im Urwaldgebiete verbunden ist, gewachsen sein werden und daher dem städtischen Auswanderer zu einer Ansiedlung in Brasilien nicht geraten werden kann. Der Vortragende ging sodann zu einer Schilderung der Verhältnisse in Argentinien über und sprach über die kolossale Entwicklung, welche diese Republik in den letzten Jahren genommen hat. Obgleich seitens der argentinischen Regierung eine kolonisatorische Tätigkeit in der letzten Zeit nicht mehr entfaltet wird, so bietet doch das Land dank der fortgeschrittenen wirtschaftlichen Entwicklung Arbeitsgelegenheiten in Hülle und Fülle. Auch dort kann der landwirtschaftliche Arbeiter auf dem Umwege der verschiedenen Pachtformen im Laufe eines Jahrzehnts selbständiger Grundbesitzer werden. Außer der Landwirtschaft bietet aber Argentinien eine Reihe von anderen Arbeitsgelegenheiten bei den Eisenbahn- und Hafenbauten, in der aufstrebenden Industrie, und es ist daher erklärlich, daß die Einwohnerzahl von Buenos Aires jährlich um ca. 100.000 Seelen wächst. Der Vortragende gab dann einen kurzen Vergleich mit den Verhältnissen in Nordamerika. Er sprach zuerst über die Vereinigten Staaten und schilderte dann die Aussichten, die sich den Auswanderern in dem in raschem Aufschwunge befindlichen Kanada bieten. Eine Anzahl von Lichtbildern illustrierte den interessanten Vortrag, welchem ein zahlreiches Auditorium beiwohnte und der am Schlusse durch großen Beifall ausgezeichnet wurde.

**Einwanderung.** In diesem Jahre sind schon 47 196 Einwanderer in Santos angekommen. Am 28. Mai werden weitere 741 erwartet. Die Einwanderung hält also an und man darf hoffen, daß in diesem Jahre der Monatsdurchschnitt der Einwanderer 10 000 betragen wird.

**Pflanzenquarentäne.** Vom 1. Juli ab werden alle nach Brasilien eingeführten Pflanzen, die keinen „Gesundheitsschein“ haben, einer Art Quarentäne unterworfen sein, d. h. man wird sie in diesem Falle einfach zurückweisen. In dem Gesundheitsschein wird bemerkt sein müssen, daß die Pflanzen an keiner Krankheit leiden und daß sie von keinen schädlichen Insekten besetzt sind. Das Gesetz, auf Grund dessen diese Maßnahme ergriffen wird, wurde schon im August vorigen Jahres dekretiert und heißt offiziell „Lei de quarentena de Plantas“.

**Bahnbauten.** Der Verkehrsminister hat die endgültigen Pläne und den Kostenanschlag für den Bau der Teilstrecke der S. Francisco-Eisenbahn (Santa Catharina) von União da Victoria bis zum Paraná genehmigt. Diese Strecke ist 723,9 Kilometer lang, und die Baukosten werden auf 83.703:353\$435 berechnet.

**Wieder ein Automobilunglück.** Die Chauffeure haben noch immer nichts gelernt und nichts vergessen. Gestern abend wurde in der Rua São Caetano ein Tilbury von dem Automobil Nr. 894 angerempelt und schwer beschädigt. Der Kutscher und der Passagier kamen wie durch ein Wunder mit leichten Verletzungen davon. Der Polizei gelang es, den Chauffeur, Antonio do Nascimento, der nicht nur mit vorschriftswidriger Geschwindigkeit, sondern auch noch auf der verkehrten Straßenseite fahren hat, zu verhaften.

Ausbildung der Feuerwehr. Die Leitung der „Höheren Elektrizitätsschule“ hat dem Justizsekretariat das Angebot, zwei Offiziere der Feuerwehr gratis in der Elektrotechnik auszubilden. Das Sekretariat hat dieses Angebot mit Dank angenommen und bestimmt, daß außer diesen zwei Offizieren noch sechs andere die Schule besuchen sollen. Die Kenntnis der Elektrizität ist für die Feuerwehr sehr wichtig und so bedeutet die Ausbildung der acht Offiziere in diesem Fach eine wesentliche Vervollkommnung.

Gymnasium in Campinas. Der Staatssekretär des Innern, Herr Dr. Altino Arantes, hat am Mittwoch das Dekret der Erneuerung des Herrn Dr. Ernesto Kuhlmann zum Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium in Campinas unterzeichnet. Der neue Gymnasiallehrer ist ein Sohn eines der Pioniere der deutschen Presse in Brasilien, des verstorbenen Hrn. Albert Kuhlmann. Herr Dr. Ernesto Kuhlmann war bis zu seiner Ernennung zum Gymnasiallehrer hier in Staatsstellung und Friedensrichter und gehörte außerdem noch der Redaktion des „Estado de São Paulo“ an und hatte er bei diesem großen Tageblatt die Sektion „Deutschland“ unter sich. Indem wir Herrn Dr. Kuhlmann in seiner neuen Stellung viele Erfolge wünschen, beglückwünschen wir auch das Gymnasium unserer Nachbarstadt zu dieser guten Acquisition.

Ernennung. An Stelle des zum Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium in Campinas ernannten Herrn Dr. Ernesto Kuhlmann soll Herr Luiz Piza Sobrinho an das staatliche Steueramt kommen. Der letztgenannte Herr befindet sich gegenwärtig im Staate Alagoas, um dort das Unterrichtswesen zu organisieren.

In der Kaserne der Staatspolizei am Luz-Bahnhof wird eine Sattlerwerkstatt errichtet werden, so daß die Polizei selbst das von ihr benötigte Sattelzeug herstellen wird. Die Werkstatt wird von einem französischen Fachmann geleitet, der bereits hier eingetroffen ist.

Indianersiedlung. Die Staatsregierung von São Paulo hat in den Munizipien Baurú und Agudos Ländereien von 1.920 Hektar vermessen lassen und sie dem Indianerschutzdienst zur Verfügung stellen, damit er dort gezähmte Indianer ansiedle. Falls es nicht gelingen sollte, dort eine Reservation anzulegen, werden die Ländereien wieder in den Besitz des Staates übergehen.

Baumwollindustrie. Die Baumwollindustrie gehört bekanntlich zu den am besten entwickelten des Staates São Paulo und sie weist noch von Jahr zu Jahr große Fortschritte auf. Diese Industrie ist in der Lage, einheimische Rohstoffe zu bearbeiten; der Absatzmarkt wird durch das Anwachsen der Bevölkerung immer größer und der Zollschutz setzt sie in den Stand, der ausländischen Konkurrenz erfolgreich zu begegnen. Ein Rückblick auf die letzten sechs Jahre zeigt, wie die Zahl der Baumwolle bearbeitenden Fabriken ständig zugenommen hat und das in diesen Betrieben angelegte Kapital in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit sich mehr als verdoppelt hat

Jahr	Fabriken	Kapital
1905	18	27.578: 290\$000
1907	23	38.946: 190\$000
1909	23	39.800: 823\$000
1910	21	46.652: 815\$000
1911	32	53.848: 383\$960
1912	41	65.680: 383\$960

Bei dem Kapital sind die Reserven und die Anleihen in Debentures mitgerechnet. Interessant ist das Anwachsen der Arbeiterzahl, der Zahl der Maschinen statistisch festzustellen.

	1905	1911
Fabriken	18	32
Arbeiter	6.269	14.828
Dampfkraft	3.100 HP	3970 HP
Elektrische Kraft	—	7.786 HP
Wasserkraft	1.150 HP	2.345 HP
Webstühle	3.907	9.657
Spindeln	110.996	241.446

Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß die Triebkraft in den angeführten fünf Jahren sich mehr als verdoppelt hat und dasselbe ist mit der Zahl der Arbeiter der Fall. Beachtenswert ist, daß es im Jahre 1905 in den Baumwollfabriken noch keine elektrischen Maschinen gab, im Jahre 1911 aber diese Maschinen mit ihren 7.786 Pferdekraften bereits die erste Stelle einnahmen.

Ueber das Jahr 1912 liegen detaillierte Daten noch nicht vor, aber bekannt ist, daß die neuen Fabriken viele elektrische Maschinen einführen und daß die alten ihre Betriebskraft durch die solcher Maschinen vermehren. Die Zahl der Webstühle, Spindeln, Spulen etc. wurde natürlich ebenfalls bedeutend vermehrt und die Zahl der Arbeiter, die jetzt in den Baumwollfabriken Verdienst finden, ist bedeutend größer als zwölf Monate zurück, denn auch die meisten alten Fabriken haben ihr Personal vermehrt.

Bei der obigen Aufstellung entsteht von selbst die Frage, ob denn die Produktion eine ähnliche Zunahme aufweist wie die Zahl der Fabriken, der Maschinen etc. Es ist bekannt, daß manchmal Fabriken gegründet werden, um gewisse Vorteile zu genießen, die von den Stadtgemeinden bewilligt werden, und daß es daher Unternehmen gibt, deren Inhaber nur durch die Privilegien leben und zu der Vermehrung der Produktion herzlich wenig beitragen. Daß dies mit der Baumwollindustrie im Staate São Paulo nicht der Fall sein kann, das geht schon aus der Statistik betreffend die Zunahme der Arbeiterzahl hervor; noch deutlicher ersieht man aber den Fortschritt aus der Zunahme der in den Betrieben hergestellten Meterzahl und aus den Zunahmen des Wertes der Produktion

Jahr	Meter	Wert
1905	36.646.000	19.688: 400\$000
1907	50.074.000	25.486: 260\$000
1909	75.256.003	38.556: 042\$330
1910	75.833.470	38.747: 676\$060
1911	83.552.304	43.090: 569\$110
1912	84.040.582	43.762: 129\$840

Aus dieser Aufstellung ersieht man wieder, daß sowohl die Menge wie der Wert der Produktion sich in den sechs Jahren verdoppelt haben. Die einzelnen Stoffgattungen waren an dieser Meterzahl und an diesem Werte im Jahre 1912 wie folgt beteiligt:

Gattung	Meter	Wert
Rohe	29.371.463	11.797: 892\$000
Weißer u. farbiger	39.175.416	17.628: 937\$200
Bedruckte	9.779.573	11.539: 896\$140
Rohe u. bedruckte	5.590.809	2.795: 504\$500

Total 84.040.528 43.762: 129\$840

Im Jahre 1912 wurden 488.224 Meter Baumwolle mehr produziert als im Jahre 1911 und der Wertzuwachs betrug 672 Contos, welche Summe im Vergleich zu dem angelegten Kapital gering erscheint, aber man muß bedenken, daß die neuen Fabriken, in welchen die Kapitalien investiert wurden, im Jahre 1912 die Tätigkeit noch nicht aufnehmen konnten, sodaß sie wohl bei der Berechnung des Kapitals, aber nicht bei der Berechnung der Produktion mitgezählt werden konnten.

Die paulistaner Fabriken bearbeiten bekanntlich



Baumwolle aus dem eigenen Staate und solche aus den Nordstaaten. In den letzten sechs Jahren wurden folgende Mengen Baumwolle beider Provenienzen bearbeitet:

Jahr	Norden Kilo	S. Paulo Kilo
1905	3.241.390	2.558.493
1907	4.803.691	4.695.885
1909	6.311.039	4.272.888
1910	7.132.875	5.071.955
1911	7.644.550	6.598.401
1912	7.163.287	5.621.463

Ueber die Gesamtproduktion des Landes liegen, betreffend das Jahr 1912 noch keine genauen Daten vor. Im Jahre 1911 war die Landesproduktion in Metern die folgende:

Rohe	110.383.506
Weiß und farbige	215.603.387
Bedruckte	53.205.207
Bedruckte und rohe	12.895.150

Total 390.087.150

Zu dieser Menge trugen am meisten bei:

	Meter
Der Bundesdistrikt und Nietheroy	94.860.750
Der Staat São Paulo	83.552.304

Demnach ist die Position des Staates São Paulo, der 21 Prozent der Gesamtproduktion beisteuert, eine sehr hervorragende, aber man sollte noch bei Zeiten bedenken, daß alles seine Grenzen hat und daß der Ueberfluß des Guten schädlich sein kann. Man sollte die Produktion nicht besonders beschleunigen, sondern mit der allmählichen Erstarkung des Marktes Schritt halten. Tut man dieses nicht, dann kann es geschehen, daß eine Ueberproduktion eintritt und die angelegten Kapitalien aufhören, den befriedigenden Ertrag abzuwerfen.

**Milchfälschung.** Dieser Tage ging eine Meldung durch die landessprachliche Presse, daß die argentinische Regierung die energischsten Maßnahmen ergreife, um die Fälschung der besonders für die Ernährung der Kinder wichtigen Milch unmöglich zu machen. Darin sind die Argentinier wieder uns voraus, denn hier läßt die Bekämpfung der Milchtäufer noch immer auf sich warten. Dieses so wichtige Nahrungsmittel wird nicht nur verdünnt, sondern durch alle möglichen und sogar unmöglichen Zusätze gefälscht, so daß es, anstatt zu ernähren, nur die Gesundheit schädigen kann. Hoffentlich holen unsere Behörden das Versäumte noch nach und legen den Milchpantsehern das Handwerk.

Einen dummen Streich haben einige Beamte des Staatssekretariats des Innern gemacht. Sie haben irgendwo einen Brief eines Kanzleidirektors aufgetrieben, der Dinge enthielt, die absolut nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Diesen Brief haben sie photographieren lassen und die photographische Reproduktion wurde unter dem ganzen Personal verbreitet. Der Kanzleidirektor hat den Fall zur Kenntnis des Staatssekretärs gebracht und dieser, Herr Dr. Altino Arantes, hat eine Untersuchung angeordnet. Das hat den Fuchs aus dem Bau getrieben. Ein Beamter namens Abilio Fernandes ist zu dem auf diese Weise Beleidigten gegangen und hat ihm ein volles Geständnis abgelegt, aus dem hervorgeht, daß an der Sache noch zwei andere Beamte beteiligt gewesen sind. Einer von diesen zwei Angezeigten namens Francisco Rabello ist darauf zu dem beleidigten Direktor gegangen, um sich zu entschuldigen, und bei diesem Anlaß ist es zwischen beiden zu einer heftigen Szene gekommen, die jedenfalls mit einer Keilerei geendigt hätte, wenn andere Beamte nicht dazwischen gekommen wären. Die Untersuchung wird weiter geführt und es ist

wahrscheinlich, daß die Sache mit der Entlassung der Schuldigen enden wird.

**Schwindler verhaftet.** Es gibt auch unter der Schwindlerzunft noch naive Gemüter und zu diesen gehört ohne Frage auch der 24jährige Gustavo de Moraes Weizenbraun, der in Rio de Janeiro gegen falsche Wechsel größere Summen abhob. Er hatte eine ausgezeichnete Stellung und besaß das größte Vertrauen seiner Chefs, aber damit hatte der junge Mann, der sich zu etwas Größerem berufen fühlte, nicht genug. Er fälschte Wechsel der Firma, bei der er tätig war, und brachte sie zum Diskont, ohne daran zu denken, daß dieses der beste Weg war, ins Verderben zu rennen. Als die Sache brenzlich wurde, verließ Gustavo de Moraes Rio de Janeiro und kam nach São Paulo. In Rio de Janeiro hatte jeder Mensch, der ihn kannte, gewußt, daß er mit einer Varieté-Künstlerin namens Gaby Varoli verkehrte und ebenso wußte ein jeder, daß diese Sängerin genau an demselben Tage, als Gustavo von Rio verschwand, nach São Paulo abgefahren war, um hier im Polytheama aufzutreten. Man brauchte also nur den Arm auszustrecken, um Gustavo am Wickel zu haben, er fühlte sich aber so sicher, als wäre er am letzten Ende der Welt. Am Donnerstag wurde der naive Schwindler von der heiligen Hernandad liebevoll am Schlafittchen genommen und unter Bedeckung nach Rio zurückexpediert.

**Wichtiger Prozeß.** Ein Herr José Gonçalves de Oliveira Sobrinho hält sich für den Besitzer eines „Cassandoça“ genannten und auf fünftausend Contos de Reis abgeschätzten Grundstücks auf der Höhe der Moóca und hat gegen den gegenwärtigen Inhaber desselben, Herr Dr. Amador da Cunha Bueno, einen Prozeß angestrengt. In der ersten Instanz wurde der Prozeß zugunsten des letzteren entschieden. Damit ist die Sache aber natürlich nicht erledigt, denn die andere Partei wird gegen die Entscheidung Einspruch erheben.

**Die blöde Spielerei mit Schußwaffen** hat wieder ein Opfer gefordert. Am Montag abend um neun Uhr verließen einige etwas angeheiterte Farbige eine Wirtschaft in der Rua da Paz. Auf dem Nachhausewege zog einer seinen Revolver und prahlte sich, daß er so schießen könne wie ein Kunstschütze. Dabei hatte der Mann anscheinend keine Ahnung, wie man mit einem Revolver umgeht, denn plötzlich ging ein Schuß los und einer der Begleiter, namens José Alves sank tödlich verletzt zu Boden — die Kugel war ihm in den Leib gedrungen. Der „Kunstschütze“ ergriff die Flucht. Die anderen waren per Zufall mit ihm zusammengekommen und keiner von ihnen weiß, was er ist und wie er heißt.

**Bei der Arbeit verunglückt.** Wieder hat ein Erdbeben einen Arbeiter erschlagen. In der Rua Conselheiro Furtado arbeiteten mehrere Männer am Erdaufladen, als plötzlich ein großer Block herabfiel und zwei von ihnen unter sich begrub. Einer der Verschütteten namens Antonio da Cruz, Portugiese und erst zwanzig Jahre alt, wurde leblos unter dem Erdblock hervorgezogen und der andere, namens Manuel Machado, war so schwer verletzt, daß an sein Aufkommen gezweifelt werden muß. Dieser wurde nach der Santa Casa gebracht.

**Uebertaxe.** Die Kaffee-Uebertaxe ergab im vorigen Monat dem Staate eine Einnahme von 1.336.123 Franken.

**Vom Zuge gefallen.** In der Station Lagado fiel der Maler Siqueira Braneo vom Trittbrett eines bereits in Bewegung befindlichen Zuges und verletzte sich so schwer, daß er nach der Stadt überführt werden mußte, wo er in der Santa Casa Aufnahme fand.

Deutsche Einwanderung. Die „Hamburg Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ hat sich erboten, für solche Passagiere, die auf Veranlassung in Brasilien ansässiger Verwandter oder Freunde und zur dauernden Niederlassung nach unserem Lande kommen, besondere Fahrkarten auszugeben. Das Ackerbausekretariat, an das das Angebot gerichtet war, hat es unter der Bedingung angenommen, daß die Gesellschaft das bestehende Reglement annimmt.

Von der Post. Ein Herr Hermes de Mendonça gibt der Presse folgenden Fall bekannt. Am 25. August vorigen Jahres schickte der Genannte an Frau Maria Leopoldina, wohnhaft auf der Ilha dos Bois, Staat Sergipe, einen Geldbrief mit 100\$000. Dieser Brief kam nicht an sein Ziel und Herr Mendonça reichte bei der Postverwaltung Beschwerde ein. Einige Tage später, am 7. Oktober 1912, erhielt er von dem Administrator eine Antwort mit der Weisung, er sollte Schadenersatz verlangen. Natürlich geschah dieses sofort. Die Antwort blieb dieses Mal aber länger aus als auf die erste Reklamation. Erst am 20. ds. erhielt Herr Mendonça die Mitteilung, daß die Post ihm den Schaden nicht ersetzen könne, denn der für solche Sachen ausgesetzte Kredit sei bereits erschöpft. Das ist ein Standpunkt, den einzunehmen auch dem faulsten Kunden nicht schwer fällt.

Fälschung der Lebensmittel und Getränke. Vor mehr als einem halben Jahre begann eine hiesige Abendzeitung eine Artikelserie über die Fälschung der Lebensmittel und Getränke zu veröffentlichen. Die Artikel waren sehr gut geschrieben und man merkte sofort, daß der Verfasser sein Thema beherrschte. Er beschrieb, welche Getränke gefälscht werden und wie das geschehe und erging sich dann in Betrachtungen, wie die Fälschungen zu verhindern seien. Alles war gespannt auf den Schluß der Artikelserie, denn der Mann mußte nach den langen Darlegungen nähere Angaben machen, wer denn hier die Fälscher sind, aber auf einmal herrschte in allen Gipfeln volle Ruhe und kein Mensch erfuhr, warum denn die interessante Arbeit gerade an der Stelle unterbrochen wurde, als sie sensationell zu werden begann. — Jetzt hat die „Capital“ sich desselben Themas bemächtigt und diese Kollegin scheint nicht entschlossen zu sein, den Faden ihrer Veröffentlichungen wieder durchzureißen. Sie hat schon vor einigen Tagen gesagt, daß eine große Firma im Zentrum der Stadt den Handel mit falschen Getränken betreibt und daß ein anderes Haus in der Rua da Conceição ein ähnliches frivoles Spiel mit der Volksgesundheit treibe. In einer ihrer neuesten Nummern war nun die Kollegin in der Lage, mitzuteilen, daß auf Grund ihrer Angaben verschiedene Kisten gefälschten Vermouths von den Fiskalen beschlagnahmt worden seien. Dieses Vorgehen des genannten Blattes ist mit Freuden zu begrüßen, denn die Getränkefälschung ist hier zu einer wahren Industrie geworden und man kann wohl getrost sagen, daß von den konsumierten Getränken, wenn nicht die Hälfte, so doch ein Viertel gefälscht ist. Mit den Eßwaren ist dasselbe der Fall und der Coupletvers „Aus Därmen sieht man Käse fabrizieren und alle Wurst färbt man mit Anelin“ ist zur Wahrheit geworden. Wer nicht seinen zuverlässigen Lieferanten hat, der bekommt für die echten Noten der Konversionskasse gefälschten Käse und dito Wurst. Fast die halbe Stadtbevölkerung leidet an schlechtem Magen; die Volksgesundheit wird von ruchlosen Profitenjägern zerstört und mancher von diesen Lieferanten, die nur dem Totengräber echte Waren liefern, gilt als tadelloser Ehrenmann, des-

sen Freundschaft man als eine Auszeichnung ansehen muß. — Wer über das dunkle Gewerbe der Lebensmittel- und Getränkefälschung etwas bestimmtes sagen kann, der sollte sich nicht hinter dem Berge halten, denn er tut durch die Entlarvung der Fälscher ein gutes Werk und macht sich um seine Mitbürger verdient. Und die Autoritäten, auf die es hier ankommt, sollten nicht darauf achten, welche Rolle der Betreffende in der Gesellschaft spielt, sondern sich überzeugen, ob die gegen ihn vorgebrachten Klagen begründet sind und danach handeln.

Neuer Fahrplan. Mit dem 1. Juni trat folgender Fahrplan der São Paulo Railway, der Paulista und der Mogyana in Kraft:

P 1 fährt um 5 Uhr 12 Minuten morgens von São Paulo nach Campinas ab und kommt dort um 7 Uhr 28 Minuten an. Die Endstation dieses Zuges ist Campinas.

P 3 fährt um 5.35 morgens von São Paulo nach Campinas ab und kommt 7.50 dort an. Um 8.05 geht er nach Rio Claro weiter und hält an jeder Station zwischen Campinas und Rio Claro. Dieser Zug nimmt von São Paulo Passagiere für den Schnellzug der Mogyana mit, mit Umsteigen in Campinas.

P 5 fährt um 6.35 von São Paulo ab und kommt um 8.40 in Campinas an, von wo er um 8.50 weitergeht. Er geht bis an die neue Station „Baldeação“, wo er mit dem Schnellzug der Mogyana zusammen trifft. Dieser Zug nimmt von São Paulo Passagiere mit für die Seitenlinien Moeoca und Guaxupé und für die Rede de Viação Sul-Mineira, für die man in Campinas auf den Minas-Schnellzug der Mogyana umsteigt.

P 9 fährt um 6.00 morgens von Santos ab und kommt um 9.15 in São Paulo und 11.19 in Campinas an, von wo er um 11.29 nach Baldeação weiterfährt, um dort mit dem Express P 1 der Mogyana zusammenzutreffen.

P 11 fährt um 8.00 morgens von Santos ab und kommt 11.45 in São Paulo an. Um 2.22 ist er in Campinas und geht um 2.29 nach Araraquara weiter. Er nimmt Passagiere mit für den Express P 3 der Mogyana.

P 13 fährt um 2.00 nachmittags von Santos ab und kommt in São Paulo um 4.00 an. Um 6.45 ist er in Campinas und um 6.53 geht er nach Rio Claro weiter.

Vom Innern nach Santos und São Paulo:

P 2 fährt um 5.00 morgens von Rio Claro ab. In Campinas kommt er um 6.49 an und geht um 6.57 nach São Paulo weiter, wo er um 9.26 eintrifft. Um 12.26 ist er in Santos.

P 4 fährt von Araraquara ab und kommt um 11.10 in Campinas an. Um 11.20 geht er nach São Paulo weiter, wo er um 1.52 ankommt. Um 1.53 ist in Santos.

P 6 fährt um 8.40 von Descalvado ab und bringt die Passagiere des Mogyana-Express nach Campinas, wo er um 12.59 ankommt. Um 3.01 fährt er von São Paulo nach Santos ab, wo er um 6.17 ankommt.

P 8 fährt von Campinas um 2.55 ab und kommt um 5.07 in São Paulo an. Um 7.58 ist er in Santos.

P 10 fährt um 11.33 von Baldeação ab und kommt um 3.28 in Campinas an. Von dort fährt er um 3.38 weiter und kommt in São Paulo um 5.51 an.

P 12 bringt Passagiere von der ganzen Linie Rio Claro. Er kommt um 4.31 in Campinas an und geht um 4.41 nach São Paulo weiter, wo er um 6.42 ankommt.

P 14 fährt um 3.00 nachmittags von Rio Claro ab und kommt um 4.57 in Campinas an, das er um

5.09 verläßt. In São Paulo trifft er um 7.45 abends ein.

Companhia Mogyana — Züge von Campinas nach dem Innern:

C 9 fährt um 6.40 von Campinas ab und geht nach Jaguary.

R P 1 (Schnellzug) fährt von Campinas 8.00 morgens ab. Er geht täglich bis Franca und nimmt Passagiere mit für die Seitenlinien von Amparo, Socorro, Serra Negra und Itapira sowie alle Seitenlinien hinter Casa Branca.

R 1 (Schnellzug) fährt von Campinas um 8.48 ab und geht nach den Seitenlinien Mococa, Guaxupé, Muzambinha und Monte Santo.

P 1 (Express) fährt von Campinas um 9.37 ab und geht nach Ribeirão Preto mit den Seitenlinien Itapira, Pinhal, Caldas und Vargem Grande.

P 3 fährt von Campinas um 2.30 ab und nimmt Passagiere mit für die Seitenlinien Amparo, Socorro, Serra Negra, Itapira, Pinhal sowie für die Züge, die täglich zwischen Mogy-Guassú und Casa Branca verkehren.

Züge, die aus dem Innern in Campinas ankommen:

P 4 fährt um 6.15 von Pinhal ab und kommt in Campinas um 10.18 an. Er bringt Passagiere der Seitenlinien Pinhal, Itapira, Serra Negra, Socorro und Amparo sowie des Zuges, der zwischen Casa Branca und Mogy-Guassú verkehrt.

P 2 (Express) fährt von Ribeirão Preto um 4.45 ab und kommt in Campinas um 2.43 nachmittags an. Er bringt Passagiere der Seitenlinien Vargem Grande, Caldas, Pinhal und Itapira.

R 2 (Schnellzug) kommt um 4.02 in Campinas an und bringt Passagiere von den Seitenlinien Mococa, Guaxupé, Muzambinha e Monte Santo.

R P 2 (Schnellzug) kommt in Campinas um 4.26 an. Bringt Passagiere von Franca und den Seitenlinien hinter Casa Branca.

C 6 (Mixto) fährt um 3.48 von Jaguary ab und kommt um 5.26 in Campinas an.

Ein Fall zu untersuchen. In einer santenser Zeitung wird von einem Falle erzählt, der unbedingt untersucht werden dürfte. Mit dem italienischen Dampfer „Garibaldi“, der vor einigen Tagen auf der Fahrt nach Buenos Aires Santos anließ, reisten zahlreiche Familien derselben Nationalität nach dem La Plata. Die Leute gingen in der Stadt spazieren und zwei von den Familien trafen in Santos Verwandte, die ihnen von unserer Nachbarstadt so viel und so gutes erzählten, daß sie sich sofort entschlossen, da zu bleiben. Die Baggage wurde ausgeladen, die Sachen passierten den Zoll und die Namen der zwei Familien wurden bereits in der Einwanderungskanzlei eingetragen, als die Hafenzollpolizei sich ins Mittel legte und die Erlaubnis zur Landung verweigerte. Die Polizei gab weder den Betreffenden selbst noch sonst jemandem Aufklärung, warum sie das tue — sie blieb bei ihrem Willen und den Leuten blieb nichts anderes übrig, als ihre Siebensachen zu packen und die Reise fortzusetzen.

Es ist bekannt, daß Argentinien auf den Brasilien anlaufenden Dampfern Agenten unterhält, die den Auftrag haben, die Leute, die in Rio und Santos an Land gehen wollen, zur Weiterreise zu veranlassen. Brasilien handelt dagegen so selbstlos, daß es sogar diejenigen weiterschickt, die hier bleiben wollen. Das heißt doch, die Freundschaft dem Nachbarlande gegenüber auf die Spitze zu treiben.

Die Schatzgräber. Es gibt wohl keine Gegend Brasiliens, wo nicht die Sage von verborgenen Schätzen ginge, und von Zeit zu Zeit tauchen Expeditionen auf, um das rote Gold zu haben, das im Innern gewöhnlich ein Jesuit, im Bereich des Merres

ein Seeräuber verborgen haben soll. Es ist noch nicht lange her, daß dreimal kostspielige Expeditionen nach der Insel Trindade fuhren, um einen Schatz zu suchen, dessen Existenz so unwahrscheinlich wie nur möglich war. Diese Expeditionen waren auf einer Basis aufgebaut, die mit ihrem mittelalterlichen Zweck in amüsantem Widerspruch stand, denn sie waren in der sehr modernen Form der Aktiengesellschaft finanziert worden. Ihre Erfolglosigkeit ist noch in aller Gedächtnis. Nun kommt aus Paraná die Nachricht von einem ähnlichen Unternehmen. In Rio Branco begannen Leute nach den Schätzen zu suchen, die der Jesuitenpater Valentim vergraben haben sollte. Es war jedoch keine Expedition von fern her, die sich an die Arbeit machte, sondern die Bewohner der Ortschaft selbst hegten den Wunsch, sich an dem Golde des Jesuiten zu bereichern. Anfangs schien das Glück ihnen hold zu sein, denn sie fanden Dinge, die nur von Menschenhand an den bezeichneten Ort gebracht worden sein konnten, nämlich Felsstücke, die ziegelartig zugehauen waren und eine Wand bildeten. Als sie 10 Meter tief gegraben hatten, stießen sie auf eine mächtige Felsplatte, die sie nicht von der Stelle zu bringen vermochten. Nach vielen vergeblichen Versuchen mußten sie von ihrem Vorhaben abstehen, da die Erde immer wieder in die Grube nachrutschte und die Schatzgräber zu verschütten drohte. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und sobald sie die nötigen Moneten beisammen haben, wollen die Bewohner von Rio Branco mit vollkommeneren Methoden einen neuen Versuch machen. Daß die Jesuiten in der ganzen Serra do Mar nach Gold und Edelsteinen suchten, ist sicher. Noch heute findet man Schächte und Stollen, Kanäle und Flußableitungen und andere Vorkehrungen, die der Mineralgewinnung dienten. Es ist also begreiflich, wenn das Volk geglaubt hat, die Patres hätten bei ihrer plötzlichen Vertreibung durch den Marquis de Pombal ihre Reichtümer nicht alle mit sich schleppen können und teilweise in den Bergen versteckt, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu länger leben werde als das Regime Pombal und als die Bulle „Dominus ac Redemptor noster“ Clemens des XIV. Daß sich dieser Glaube bis heute erhielt, kann niemanden Wunder nehmen, der unsere Caboclos kennt. Dieselbe Bewahrung mündlicher Traditionen ist ja in den Analphabetenländern überhaupt zu beobachten. Uebrigens gibt es noch eine andere Sage über den Ort. Danach hätten die Jesuiten dort in der Zeit des Bergbaues eine unterirdische Kirche angelegt, zu der man durch einen Stollen gelangte. In dieser Kirche standen 12 goldene Apostelstatuen und mehrere Kisten mit Goldstaub. Ein riesiger Diamant erleuchtete die Kirche und den Stollen. Den Zugang zu dem Stollen hätten die Jesuiten bei ihrer Vertreibung verschüttet. Man sieht, daß die Legenden anziehend genug sind, um die Bewohner von Rio Branco zum Schatzgraben zu veranlassen.

Schleichhandel. Wie aus einer Notiz des offiziellen „Correio Paulistano“ zu ersehen ist, werden die zuständigen Behörden den Schleichhändlern energisch auf die Bude rücken. Dieser Handel hat in der letzten Zeit auch wirklich einen Umfang angenommen, der erschreckend ist. An Modewaren wird vielleicht ein Viertel von den Gelegenheitshändlern verkauft. Noch dieser Tage sahen wir zwei Anzeigen, die bekanntgaben, daß die und die Madame soeben aus Frankreich zurückgekehrt sei und wieder ihre Kundschaft bedienen könne. Eine dieser Madamen erließ, wenn wir uns nicht irren, im Monat März genau dieselbe Anzeige, und somit konnte sie inzwischen nicht in Frankreich gewesen und wieder

zurückgekehrt sein. Es handelte sich höchstwahrscheinlich um eine Warenzufuhr durch die ewig reisenden eleganten Damen, die jetzt als die größten Schmugglerinnen angesehen werden dürfen. — In der letzten Zeit sind außerdem noch andere Händler hinzugekommen. Es sind dies angebliche Matrosen, die da behaupten, daß sie in Santos oder Rio von englischen Schiffen desertiert seien. Diese verkaufen ihre Waren trotz der Angabe, daß sie geschmuggelt seien, nicht billiger als die Geschäfte; denn sie müssen als arme Deserteure, die nach Argentinien oder nach dem brasilianischen Süden wollen, etwas Geld verdienen. Auf diese Weise rühren sie die Käufer und diese erstehen in São Paulo selbst hergestellte Artikel wie Stoffe usw. als englische Fabrikate und wer da geschädigt ist, das ist der Kleinhändler, dem dadurch Kundschaft und Verdienst entzogen wird. Diese angeblichen Deserteure und Schmuggler sollten so schnell als möglich auf den Schwung gebracht werden.

Herr Dr. Paulo de Moraes Barros, unser Ackerbausekretär, der am 15. April eine mehrmonatige Reise nach Europa antrat, erstens um sich zu erholen, und zweitens um die Kommissariate des Staates in den verschiedenen europäischen Ländern zu besuchen, hat, wie gemeldet wird, schon während der Seereise seine volle Gesundheit wiedererlangt. Er hat bereits die Kommissariate in Madrid, Paris und Brüssel sowie die internationale Ausstellung in Gent besucht und begibt sich jetzt nach Berlin, wo ihm von den dort ansässigen Brasilianern ein großer Empfang bereitet wird. Der Deutschbrasilianische Verein und die Deutschbrasilianische Handelsgesellschaft werden ihm Festessen geben und Kaiser Wilhelm wird ihn in Spezialaudienz empfangen. Die Berliner Finanzkreise interessieren sich sehr für die Ankunft des Staatssekretärs in Berlin, denn sie erwarten mit vollem Recht, daß dieser Besuch viel dazu beitragen wird, die schon sehr regen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Brasilien noch besser zu gestalten. Von Berlin aus wird Herr Dr. Paulo de Moraes Barros sich nach Wien begeben, um das dortige Kommissariat zu besuchen und jedenfalls wird auch dieser Besuch in der Donaustadt dazu beitragen, neue Beziehungen anzuknüpfen und alte fester zu schlingen. — Die Europareise des Herrn Ackerbausekretärs wird ohne Frage von einem großen Erfolg begleitet sein; am besten wäre es aber, wenn die reichsdeutschen Zeitungen, die infolge ihrer schlechten Informationen manchmal eine recht sonderbare Weisheit über Brasilien im allgemeinen und den Staat São Paulo im besonderen zum besten geben, diese Gelegenheit ergreifen würden, um sich von dem ein sehr fließendes und tadellos korrektes Deutsch sprechenden Staatssekretär sagen zu lassen, daß São Paulo den Kaffee nicht deshalb valorisiert hat, um die anderen Länder zu schädigen, sondern um einer Spekulation zu begegnen, die darauf hinausging, den Preis unseres wichtigsten Produktes möglichst herunterzudrücken.

Einwanderung. Seit dem 1. Januar sind bisher 50.780 Einwanderer im Staate São Paulo angekommen. Innerhalb einer Woche werden weitere 1933 Einwanderer in Santos erwartet. Der große Andrang der Einwanderer in den letzten Wochen, erweckt den Eindruck, als ob die Propaganda, die jetzt gegen Brasilien gemacht wird, unser Land besonders empfehlen würde. Der italienische Konsul muß in arger Verlegenheit sein, denn er kann doch unmöglich so viel Leute auf Staatskosten nach Europa schicken wie von Europa nach São Paulo kommen. Und auch der famose Herr Vieytas wird wohl schließlich einsehen müssen, daß er durch seine

Agitation das Gegenteil von dem erreicht, was er beabsichtigt.

Eine spanische Zeitschrift über São Paulo. Es gibt noch weiße Raben. Die in Vigo erscheinende „Vida Gallega“ veröffentlicht einen Artikel aus São Paulo und der Verfasser führt aus, daß die Auswanderung eine ernste Sache sei und daß man sich daher vorher sehr genau erkundigen müsse, was das Land, nach dem man auswandern wolle, bieten könne. Nach dieser Feststellung wird auf Grund einiger Informationen des spanischen Konsuls in São Paulo alles das aufgezählt, was dieser Staat den Einwanderern bieten kann und auch wirklich bietet und ohne überschwengliche Lobhudelei kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß São Paulo jetzt überreichlich Arbeit habe und daß die Bedingungen für die Einwanderer sehr günstig seien. — Das ist alles sehr richtig, aber eine Schwalbe macht noch keinen Frühling und eine São Paulo günstige Stimme kann nicht den Chor übertönen, der dem famosen Herrn Vieytas nachsingt.

Nachklänge eines Unglücksfalles. Am 15. Februar dieses Jahres verunglückte in Santos bei einer Explosion der Kanalisationsarbeiter Candido Rodrigues Cil. Der arme Mann, der in Spanien Frau und Kinder besitzt, verlor dabei das Augenlicht. Der spanische Konsul hat nun vor einiger Zeit zugunsten dieses verunglückten Arbeiters bei dem Ackerbausekretariat ein Gesuch eingereicht und gebeten, man möchte den Mann nach Spanien zurückschicken und ihm eine einmalige Hilfe gewähren, deren Höhe der Staatssekretär selber bestimmen möchte. Der interimistische Leiter dieses Staatssekretariats, Herr Altino Arantes, hat dieses Gesuch nun dahin erledigt, daß der Genannte zu repatriieren sei. Außerdem soll man ihm für die Zeit, die er krank im Hospital gelegen, denselben Lohn zahlen, den er bei der Arbeit verdient. Als einmalige Hilfe seien ihm drei Contos de Reis auszuzahlen. Der Staatssekretär ist also dem Gesuch bis an die Grenze der Möglichkeit entgegengekommen. Das verlorene Augenlicht ist nicht zu ersetzen. Auch mit dem zehnfachen und hundertfachen Betrag kann der Verunglückte nicht seine gesunden Augen zurückbekommen, aber pekuniäre Hilfe in der Not lindert doch das Unglück und diese Hilfe ist dem armen Manne gereicht worden. Von dem Staate konnte keine Entschädigungssumme verlangt werden, denn die Staaten richten sich nicht nach den Gefühlen, sondern nach den Gesetzen und dem Spanier stand kein Gesetz zur Seite, das für ihn eine pekuniäre Unterstützung zur Pflicht gemacht hätte. Er hatte Unglück gehabt und das war seine persönliche Sache. Der Staat São Paulo soll, so wird es in Spanien und auch anderswo in einem fort behauptet, nicht einmal das für die Arbeiter tun, was das Gesetz verlangt; jetzt erfahren die Spanier aber, daß einem ihrer Landsleute eine Hilfe zuteil geworden, die nur eine menschlich empfindende Autorität gewähren konnte. Das wird das Urteil der Spanier wohl nicht ändern, denn Wohltaten sind schnell vergessen, d. h. falls sie überhaupt zur Kenntnis genommen werden. Aber Herr Dr. Altino Arantes kann mit seinem Akt zufrieden sein, denn er hat menschlich gerecht gehandelt und dieses Bewußtsein ist sehr oft mehr wert, als alles Lob.

Selbstmord. Am Sonnabend nachmittag verübte der Steuereinschätzer der Munizipalkammer, Coronel Joviano de Azevedo, Selbstmord, indem er sich zuerst einen Schnitt am Halse beibrachte und dann sich eine Kugel durch den Kopf schoß. Der Verstorbene war 47 Jahre alt, verheiratet und hinterläßt mehrere Kinder. Die Motive der Verzweiflungstat sind noch nicht aufgeklärt worden, doch

darf man annehmen, daß ihn eine dienstliche Verstimmung in den Tod getrieben hat. Am Tage vor seinem Tode hat Coronel Joviano de Azevedo sein Testament gemacht und alle Geschäfte geregelt. Demnach war es keine augenblickliche Verzweiflung, sondern eine wohlüberlegte Tat.

Auf eine eigenartige Weise verteidigt das hiesige große italienische Blatt „Fanfulla“ den jetzt sehr scharf angegriffenen Generalkonsul, Herrn Pietro Baroli. Es meint, daß er anlässlich des Streikes Ribeirão Preto besuchte, nur mit den Fazendeiros, aber nicht mit den Kolonisten gesprochen habe. Das mag stimmen, aber gerade darin liegt ja die Parteilichkeit. Der Vermittler muß mit beiden Parteien sprechen und beiden muß er Nachgiebigkeit anraten. Der Herr Konsul hat nur mit den Fazendeiros gesprochen und nur ihnen hat er Nachgiebigkeit angeraten. Sie sollten den Arbeitslohn so erhöhen, wie die Kolonisten es verlangten. Also hat er doch nicht vermittelt, sondern er hat nur die Forderung der Kolonisten unterstützt. Man mußte vor allen Dingen bedenken, daß die Kolonisten einen Kontrakt hatten, den sie halten wollten. Die einzig richtige Vermittlung wäre nach diesem Stande der Dinge nur die gewesen, die Kolonisten zu überreden, daß sie zu ihrer Arbeit zurückkehrten, und bei den Fazendeiros sich zu verwenden, daß sie nach Ablauf des bestehenden Kontrakts einen günstigeren in Aussicht stellten. Auf diese Weise hätte man jedenfalls den Frieden erzielt.

Eine komplizierte Geschichte. Der Portugiese Antonio da Silva, ein 55jähriger Landwirt vom Alto da Moóca, hat am Montag ein Abenteuer erlebt. Er wollte den Tag „blau“ machen, und da in ihm ansehend ein Stück vom Protzen steckt, so nahm er alles Geld, das er besaß, mit zur Stadt. Hier fiel er in ein Bordell in der Rua do Quartel und begann dem Bacchus zu opfern. Er hatte drei Contos de Reis bei sich und konnte sich leisten. Um etwa fünf Uhr nachmittags verließ er das Haus, aber auf der Straße bekam er wieder Durst kehrte jetzt in eine Kneipe ein, wo er wieder einige Gläser Wein zu sich nahm. Als er zahlen wollte, fand er zu seinem größten Schrecken, daß sein Geld und seine Uhr samt Kette Beine bekommen hatten und davon gegangen waren. Silva begann zu schreien und zu jammern, und da in der höchsten Not der Helfer am allernächsten zu sein pflegt, so näherte er sich auch Silva in der Gestalt eines gutgekleideten jungen Mulatten. Dieser hörte die Geschichte und sofort wußte er, was da zu tun war. Ohne Zeitverlust gingen nun beide in das Bordell zurück und nahmen eine regelrechte Haussuchung vor, wobei sie auch tatsächlich sowohl das Geld wie auch die Uhr unter einer Matratze fanden. Jetzt zog der Mulatte eine Karte hervor — die natürlich niemand anschaute — und sagte, daß er Geheimpolizist sei. Er müsse Geld und Uhr bei sich behalten, denn er müsse diese Sachen der Polizei vorlegen, damit diese gegen die diebischen Dämchen einschreiten könne. Damit war Silva natürlich sehr einverstanden und er ging mit zur Polizei, wo er seinen Reichtum zurückerhalten sollte. Silva war schon mehr als angeheitert, er ging nur noch im Zickzack und der Mulatte hatte flinke Beine, deshalb durfte der erstere sich nicht wundern, als er plötzlich ganz allein dastand. Jetzt wurde der Landwirt wieder nüchtern und schrieb noch einmal um sein Geld und seine Uhr. Er fand jemanden, der ihm zur Polizei bugsierte und dort erzählte er die Geschichte seines Abenteuers. Die Untersuchung wurde sofort eingeleitet, und es dauerte auch nicht lange, da hatte die Polizei auch den angeblichen Agenten. Er nennt sich Marcolino Angelo Bispo dos Santos. Bei ihm fand man die Uhr, das Geld

war aber bereits versteckt und der Dieb weigert sich den Versteck zu nennen. — Wer möchte wohl in der Haut Antonio Silvas stecken, wenn er verheiratet ist und seine Frau die ganze Geschichte erfährt?

## **Bundeshauptstadt.**

Bundeskammer. Die Kammer hat jetzt doch ihren Präsidenten. Herr Dr. Sabino Barroso ist fast einstimmig wiedergewählt worden. Warum haben die Herren Volksvertreter die Wahl nicht gleich nach der Eröffnung der Kammer (3. Mai) vorgenommen?

Die Epoche der Sparsamkeit. Als der Marschall Hermes sein Programm verlas, da machte einen besonders guten Eindruck der Passus, der sich auf die öffentlichen Ausgaben bezog. Der Präsidentschaftskandidat versprach, sich der größten Sparsamkeit zu befleißigen und das Gleichgewicht des Budgets mit allen Mitteln herzustellen. Das klang in seiner Kürze so schön und verheißungsvoll, daß es dem Marschall noch mehr Sympathien erwarb. Doch wie anders ist es gekommen! In den ersten Monaten freilich wurden die Automobiletats beschnitten, wurde die befreundete Presse (selbst wenn sie dem Busenfreund Alcindo Guanabara gehörte) auf Viertelkost gesetzt, wurde ein ausbalancierter Etat aufgestellt, und so fort. Aber lange hielt die Herrlichkeit nicht an, und wie es heute steht, das brauchen wir unseren Lesern nicht zu erzählen. Ein japanischer Diplomat machte neulich auf der Avenida die Bemerkung, daß die Brasilianer den großen Wert der Sparsamkeit in kleinen Dingen, der Nickel-Sparsamkeit, noch nicht begriffen hätten. Diese Bemerkung ist unzweifelhaft richtig. Nirgends in der Welt wird mit den Nickeln so gewirtschaftet, wie bei uns. Hundert Reis hier und zweihundert Reis dort, und ehe man sich's versieht, sind im Laufe des Tages zehn oder zwanzig Milreis ausgegeben. Das macht aber im Monat dreihundert bis sechshundert Milreis aus, die nutz- und zwecklos verplempert wurden! Genau so ist es mit den öffentlichen Ausgaben in dieser Epoche der Sparsamkeit. Es handelt sich vielfach um Lappalien, aber diese Lappalien wachsen im Laufe des Monats zu Dutzenden von Contos an. Die Automobile zum Beispiel. In den Anfängen der gegenwärtigen Regierung wurden, wie gesagt, die Automobiletats recht gründlich beschnitten, vielleicht zu gründlich. Neue Besen pflegen eben allzu gut zu kehren, und die Reaktion bleibt dann gewöhnlich nicht aus. So auch im Falle der Amtsautomobile. Heute hat schon längst wieder jeder Abteilungschef sein Auto zur Verfügung, und der Mißbrauch geht so weit, daß die mit dem Wappen der Republik versehenen Amtsaautos sogar dazu benutzt werden, die Kinder der Herren Chiefs zur Schule zu fahren. Ein ähnlicher Mißbrauch wird mit den Dampf- und Motorbooten getrieben. Dutzende dieser Fahrzeuge verkehren Tag für Tag im Hafen oder liegen wenigstens dienstbereit. Natürlich dienen sie in ihrer Mehrzahl ebenfalls Privatzwecken. Neben dem Marineministerium hat wohl das Verkehrsministerium die höchsten Ausgaben für diesen Dienst: wir schätzen sie auf 20 Contos monatlich. Es gibt niemanden, der irgendwie zu der offiziellen Welt in Beziehung steht — er müßte denn gerade nur Portier in der Nationaldruckerei oder Gefreiter im Seebataillon sein —, dem nicht bei seiner Abreise oder seiner Ankunft ein Fahrzeug des Verkehrsministeriums samt einem Kabinettssekretär des Ministers zur Verfügung gestellt wird. Es ist sehr gut und schön, wenn der Mensch höflich ist, und Höflichkeit gehört bekanntlich zu den schätzenswertesten Eigenschaften des Brasilia-

ners, aber alles hat seine Grenzen. Und der Unfug, der mit den Amtsfahrzeugen des Verkehrsministeriums getrieben wird, übersteigt wirklich die Grenzen dessen, was Brasilien seiner traditionellen Höflichkeit schuldig ist. Hier könnte ruhig gespart werden.

Pereira Passos. Gestern kam an Bord des Dampfers „Cap Finisterre“ die einbalsamierte Leiche des früheren Präfekten des Bundesdistriktes, Herrn Dr. Pereira Passos in Rio de Janeiro an. Die Ueberführung der sterblichen Ueberreste nach der Präfektur, wo sie im Ehrensaale aufgebahnt wurden, gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung. Alle gesellschaftlichen Klassen waren in einem unübersehbaren Zuge vertreten. Heute soll der Ungefallener Rios zur letzten Ruhe bestattet werden und man erwartet, daß ganz Rio an dem Trauerzuge teilnehmen wird.

Leopoldina Railway. In London fand am Freitag eine Generalversammlung der Leopoldina Railway Company statt. Der Präsident teilte den Aktionären mit, daß die Zunahme des Passagier- und Güterverkehrs, die schon in der letzten Generalversammlung festgestellt werden konnte, auch weiterhin angehalten hat. Dieser nicht nur für die englischen Aktionäre, sondern auch für Brasilien und besonders für den Staat Rio de Janeiro erfreulichen Feststellung schloß der Präsident jedoch sogleich eine Klage an. Er beschwerte sich darüber, daß die vom Kongreß im Jahre 1911 genehmigte Unifizierung der Tarife die ungerechtfertigte Konkurrenz der Bundesbahnen noch mehr fördere, und daß alle Vorstellungen bei der Bundesregierung bisher nutzlos geblieben seien. Diese Klage ist vom Standpunkte der Leopoldina Railway aus ganz gewiß berechtigt, und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß die Beschlüsse des Kongresses die Privilegien dieser und anderer Privatbahngesellschaften nicht genügend respektieren. Aber dergleichen muß man bei uns mit in Kauf nehmen, wenn man Geschäfte machen will — und das tut die Leopoldina Railway trotz alledem! Uebrigens erklärte ihr Präsident auch, daß heute eine Obligationenleihe von 1 Million Pfund Sterling zur Zeichnung aufgelegt werde, und zwar zum Kurse von 97 bei fünfprozentiger Verzinsung. Wir sind einigermaßen neugierig, welchen Erfolg, nach den jüngsten brasilianischen Blamagen bei Pumpversuchen, diese Anleihe eines anglo-brasilianischen Unternehmens haben wird. Für ein fünfprozentiges Papier von der Sicherheit der Obligationen der Leopoldina Railway ist der Emissionskurs von 97 nicht gerade glänzend zu nennen. Daß die Bahnverwaltung sich dazu entschloß, beweist erstens, daß sie sehr dringend Geld braucht, und zweitens, daß die Lage des europäischen Geldmarktes bislang noch keine Aussicht auf Besserung zeigt.

Handelssachverständiger. Der Handelssachverständige beim Kaiserlich Deutschen Generalkonsulat, Herr F. Goering, wird nach seinem dreimonatigen Heimatsurlaub voraussichtlich Ende der Woche wieder in Rio eintreffen. Herr Goering steht dann während der Dienststunden des Kaiserlichen Generalkonsulats den Interessenten in gewohnter Weise zur Verfügung.

Spiel mit dem Feuer. Ein bekannter Bundesdeputierter für den Staat Ceará (Flores da Cunha?) soll an einen Advokaten in Bello Horizonte folgendes sensationelle Telegramm gerichtet haben: „General Pinheiro Machado wird auf der ganzen Linie Sieger bleiben. Dantas Barreto und Menna Barreto bereiten eine Revolution vor, deren Chefs sie sein wollen. Dieser Plan wird aber mißlingen.“ Es ist nicht bekannt, auf Grund welcher Information

der Bundesdeputierte solche Revolutionsgerüchte in die Welt setzt, aber man darf wohl im vorhinein sagen, daß sie übertrieben oder besser unbegründet sind. Die Voreingenommenheit des Absenders kann man schon daraus ersehen, daß er Pinheiro Machado den Titel General gibt, dem General Dantas Barreto und dem Marschall Menna Barreto aber keinen Titel beilegt, obwohl sie beide einen besseren Anspruch darauf haben, mit dem militärischen Rang benannt zu werden als Pinheiro Machado, dem der Titel nur aus Anerkennung verliehen ist (ebenso wie den Herren Campos Salles, Francisco Glycerio, Quintino Bocayuva etc.), während die zwei anderen ihn auf dem Wege des Avancements verdient haben. — Beide Barretos, die, nebenbei gesagt, zueinander in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen stehen, sind wohl als Haudegen bekannt, denen man vor anderthalb Jahrzehnten revolutionäre Pläne hätte zutrauen können, die aber jetzt wohl nicht daran denken, die Ruhe und somit die Entwicklung des Landes zu stören. Marschall Menna Barreto hat die Grenze des Greisenalters überschritten und dürfte kaum noch die Lust verspüren, den Lehnstuhl mit dem Sattel zu vertauschen, und General Dantas Barreto ist ein zu guter Staatsmann, um nicht einzusehen, daß durch eine Revolution nichts zu erreichen ist. Ist aber die Revolution die größte Gefahr, in die ein Land sich stürzen kann, so ist das Gerede über eine solche ein Spiel mit dem Feuer. Im Auslande erfährt man alles, was in Brasilien vorgeht, d. h. in den Kreisen, die für uns wichtig sind: in der Hochfinanz. Jedes solches Gerücht ist geeignet, den Kredit Brasiliens, der bekanntlich nicht mehr so gut ist wie er noch bis vor kurzem war, zu schädigen.

Ersatz für Carlos Bolle. Das „Jornal do Commercio“ ist nach dem Tode seines trefflichen Mitarbeiters Carlos Bolle lange Zeit ohne Korrespondenzen aus Deutschland geblieben. Das war sehr zu bedauern, denn die Berichte Bolles zeichneten sich sowohl durch ihre Sachlichkeit als auch dadurch aus, daß sie die Verhältnisse in Deutschland richtig zu beurteilen wußten und gleichzeitig vom brasilianischen Leser nicht allzu viele Vorkenntnisse über Deutschland voraussetzten. Jetzt endlich scheint das angesehenste Blatt Brasiliens einen Ersatz für den Verstorbenen gefunden zu haben, denn es beginnt wieder mit der Veröffentlichung von „Nachrichten aus Berlin“. Aber der Ersatzmann besitzt offenbar die Fähigkeiten nicht, die Carlos Bolle auszeichneten. Sonst würde er nicht nach Brasilien berichten, in Berlin erzähle man sich, daß der Kaiser das Königreich Hannover wiederzuerrichten gedenke, um es seinem Schwiegersohne zu geben. Der Berichterstatter müßte wissen, daß der Präsident des Bundes der deutschen Fürsten und freien Städte dazu ebensowenig imstande ist, wie der König von Preußen, der geschworen hat, die zum Königreich gehörigen Länder bis zum äußersten zu verteidigen, und der darüber gar nicht wie über Privatbesitz zu verfügen vermag. Der Kaiser kann sich also gar nicht mit dergleichen Gedanken getragen haben, und ein ernsthafter Auslandskorrespondent sollte sich für zu gut halten, den sentimentalen Tratsch der Marktweiber und Köchinnen einem Publikum vorzusetzen, das die Dinge nicht zu beurteilen vermag. Vorläufig hat der junge Cumberlander ja noch nicht einmal das Herzogtum Braunschweig erhalten, auf das er bekanntlich Erbansprüche hat, sondern ist als Rittmeister der Zietenhusaren nach Rathenow übersiedelt. Der Bundesrat hat also vorläufig noch nicht Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß die Regierung des Sohnes des Herzogs von Cumberland und zu Braun-

schweig und Lüneburg mit den Grundsätzen der Bundesverträge und der Reichsverfassung vereinbar sei. Das ist vielleicht die beste Illustration zu dem Berliner Köchinnentratsch! Zugleich aber ist die Tatsache vielleicht auch geeignet, den an und für sich aner kennenswerten Ueberpatriotismus gewisser im Auslande lebender Braunschweiger ein wenig herabzustimmen, die in der Verheiratung des Prinzen mit der Tochter des Deutschen Kaisers einen „Merkstein“ (sic!) in der europäischen Geschichte sehen und „durch den“ (sic!) aus diesem Anlaß in Berlin stattfindenden „Fürstenkongreß“ eine Verschiebung der Konstellation der Mächte erwarten. Fürstliche Heiraten sind heutzutage weder Merksteine noch Marksteine in der Geschichte. Das sind sie nur noch in der höfischen Phraseologie. Eben sowenig vermögen Fürstenkongresse heute eine Verschiebung in der Konstellation der Mächte hervorzubringen. Die Zeiten sind Gott sei Dank vorüber, und nur kindlich harmlose Gemüter nehmen die offiziellen und offiziösen Festartikel, die uns die sogenannte große Presse bei solchen Anlässen vorsetzt, noch ernst. Derartige Zusammenkünfte besiegeln höchstens Verschiebungen, die bereits stattgefunden haben. Selbst der Selbstherrscher aller Reußen, der ja auch an dem Berliner „Fürstenkongreß“ teilgenommen hat, darf heute nicht mehr wagen, gegen den Willen und die wirklichen oder vermeintlichen Interessen seines Volkes auswärtige Politik zu machen. Um wieviel weniger die Herrscher westlicher Länder! Allen traditionellen Gottesgnadentum zum Trotz ist der moderne Fürst nichts anderes als der Sachwalter seines Volkes, und nicht seine Familieninteressen hat er zu vertreten, sondern ausschließlich die Interessen des Landes, dessen lebenslänglicher, erblicher Präsident er ist. Sonst ist es mit der Lebenslänglichkeit und Erblichkeit bald vorbei. Das wollen wir auch gerade für unsere lusobrasilianischen Mitbürger hervorheben, die durch den Berichterstatler des „Jornal do Commercio“ leicht zu der Ansicht verleitet werden könnten, daß der Deutsche Kaiser mit deutschem Boden schalten darf wie ein Fazendeiro, der seine Tochter verheiratet.

Der Streik der Heizer und Kohlentrimmer beim Lloyd Brasileiro und anderen Küstenschiffahrtsgesellschaften ist beendet. Die Streiker verlangten bekanntlich eine Lohnerhöhung von 1\$000 täglich, worauf die Rhedereien nicht eingingen. Die Bundesregierung, der ja der Lloyd Brasileiro augenblicklich gehört, wollte natürlich die Lohnerhöhung bewilligen, denn die regierenden Herren suchen auf alle Weise Stimmen für die nächste Präsidentenwahl zu kaufen. Der mit der Direktion der Gesellschaft betraute General Severiano Rego war jedoch anderer Meinung, denn die Erhöhung hätte im Jahre eine Mehrausgabe von 250 Contos verursacht, und das fand der General mit Recht für den bankrotten Lloyd zuviel. Schließlich einigten sich die streitenden Parteien auf eine Lohnerhöhung um 500 Reis täglich. Das macht für den Lloyd Brasileiro immer noch 125 Contos jährlich aus, aber schließlich konnte man den Streik auf andere Weise nicht beenden, denn bei uns ist Ersatzpersonal nicht so leicht zu beschaffen, wie in Europa. Ob die Forderungen der Streiker berechtigt waren, entzieht sich unserer Beurteilung. Die Heizer bekamen bislang 120\$000 monatlich und die Trimmer etliche 80\$000.

Duell? Es verlautet, daß die Bundesdeputierten Flores da Cunha und Mario Paula, die am Sonnabend in der Kammer hart an einander prallten, die verletzten Ehre wieder zusammenschließen wollen. Wenn man sich schlagen will, da avisiert man zuerst die Polizei, damit diese das Duell verhüten kann. So ist es am allergefährlichsten.

Das Kind beim Namen nennen! Vor nicht allzu langer Zeit hat der General Souza Aguiar, Kommandant des fluminenser Militärbezirks einen Journalisten gegenüber die Aeußerung fallen lassen, daß die Schlagfertigkeit der brasilianischen Armee gleich Null sei. Das Heer befinde sich in einer Verfassung, daß man kaum daran denken könne, im Notfalle an der riograndenser Grenze mehr als zehntausend Mann zusammenzuziehen. Der Journalist war eben Journalist, und einen Tag nach der Aeußerung des Generals las sie ganz Rio de Janeiro. Die argentinischen Blätter hatten nun nichts eiligeres zu tun, als die Auslassung mit einem Lob auf General Souza Aguiar nachzudrücken und dazu eine Glosse zu machen, die ihnen eben angebracht zu sein schien. Kurz darauf ließ der interimistische Finanzminister die Worte fallen, daß die finanzielle Lage Brasiliens absolut nicht glänzend sei und natürlich kam auch diese Auslassung in die fluminenser Zeitungen und durch sie in die argentinische Presse. Darob entstand in Patriotenkreisen ein großes Geschrei und man sagte den Zeitungen nach, daß sie das Land difamierten. — Angenehm ist die Geschichte ja nun auf keinen Fall, wenn sie aber wahr ist, dann kann man nichts dagegen tun und nichts dagegen sagen. Die brasilianischen Zeitungen schreiben nicht für die Argentinier, sondern für die Brasilianer selbst und diese werden doch verlangen dürfen, daß man ihnen reinen Wein einschenke. Macht ein General oder ein Minister eine so betäubende Feststellung wie die obige, dann haben die Bürger das Recht, davon zu erfahren, denn es ist nicht nur die Sache der Regierenden, sondern auch die des Volkes, Mißstände zu kennen und für ihre Beseitigung zu wirken. Diese Meinung wird den „echten Patrioten“ aber niemals geläufig sein und nicht nur den brasilianischen, sondern auch allen anderen, denn sie alle pflegen in dem Wahn zu leben, daß durch Vertuschung eine Besserung erzielt werden könne. Ein freies Wort, und mag es noch so gut gemeint sein, gilt ihnen als ein Staatsverbrechen und immer wieder hört man: wie können Sie nur so sprechen oder schreiben, denn Sie sind doch selbst auch ein Brasilianer, ein Deutscher, oder je nachdem nun der Fall ist und der Betreffende einer Nationalität angehört.

Gesandtschaftspalais. Im Stadtrat wurde folgendes Gesetz angenommen: „Häuser, die als Residenzen ausländischer Gesandtschaften erworben oder erbaut werden, sind von allen städtischen Abgaben, Gebühren und Steuern befreit, ebenso Terrains, die für den Bau von Gesandtschaftspalais angekauft werden. Sobald diese Immobilien jedoch für andere Zwecke Verwendung finden, treten sie vom selben Tage an unter das gewöhnliche Recht.“ Diese Bestimmungen entspringen dem Wunsche, den Bau von Gesandtschaftspalais in der Bundeshauptstadt selbst nach Möglichkeit zu fördern und die Gesandtschaften aus den Bergen von Petropolis herabzulocken.

Der 1400 Contos-Diebstahl. Vor dem hiesigen Schwurgericht wurde nun endlich gegen João Barata Ribeiro verhandelt, den früheren ersten Offizier des Dampfers „Sirio“ vom Lloyd Brasileiro. Es handelt sich nicht um den Diebstahl der 1400 Contos — diese Angelegenheit wird vor dem Bundesgericht erledigt werden —, sondern um die Ermordung des Postbeamten Julio Gomes de Abreu, die João Barata Ribeiro ebenfalls zur Last gelegt wird. Unsere Leser werden sich erinnern, daß es der Polizei unmöglich war, irgend eine Spur von den Dieben der 1400 Contos an Bord des „Jupiter“ ausfindig zu machen, bis am 2. August der Zufall ihr zu Hilfe kam. An jenem Tage hörte Julio Gomes, der mit seiner Familie und seinem Schwiegervater

Francisco Machado da Rosa, im Hause des Wächters der Wasserreservoirs von Andarahy wohnte, im Walde hinter dem Hause ein Geräusch, das seine Neugier weckte. Er forschte der Ursache nach und überraschte im Walde João Barata Ribeiro, der damit beschäftigt war, ein Kistchen mit Papiergeld zu vergraben. Als Ribeiro sich beobachtet sah, zog er seinen Revolver und schoß Gomes nieder. Der Schuß wurde Ribeiro zum Verhängnis, denn alsbald eilte der Schwiegervater des Ermordeten, Francisco Machado da Rosa, herbei und verhaftete mit Hilfe einiger Nachbarn den Mörder. Auf der Polizeiwache wurde die übliche Leibesvisitation vorgenommen, bei der viel Papiergeld in ganz neuen Scheinen zum Vorschein kam. Barata Ribeiro leugnete den Mord und behauptete, im Begriff gewesen zu sein, die Familie seines verstorbenen Verwandten Cypriano Barata Ribeiro zu besuchen. Als er im Walde Schüsse fallen hörte, sei er hinzugeeilt, um nach dem Grunde zu forschen. Da habe er auf dem Boden zwei in Zeitungspapier gewickelte Pakete unbekannter Inhalts und viel Papiergeld gefunden. Dieses Geld habe er zu sich gesteckt, und als er noch damit beschäftigt war, sei Francisco Machado mit anderen Männern erschienen und habe ihn unter der Beschuldigung, sieben einen Mord begangen zu haben, festgenommen. Die Polizei suchte die Mordstätte ab und fand dort einen Blechkoffer mit 103 Contos 450 Milreis in neuen Noten, deren Nummern erwiesen, daß sie zu jener Sendung gehörten, die für die Bundesrentämter in Matto Grosso und Goyaz bestimmt war und die von Bord des „Jupiter“ verschwand. Zu denselben Serien gehörte auch das Papiergeld, das Barata Ribeiro bei seiner Verhaftung bei sich trug. Nun endlich hatte die Polizei die lange gesuchte Spur, die nach und nach zur Aufdeckung der ganzen Diebstahlsaffäre führte.

Das Schwurgericht hätte eigentlich schon in der vorigen Woche zusammentreten sollen, aber es fand sich nicht die erforderliche Anzahl von Geschworenen, so daß erst in dieser Woche die vorschriftsmäßige Besetzung möglich wurde. Merkwürdiger Weise war der Zuhörerraum nicht so besetzt, wie man nach der Sensation hätte erwarten sollen, die die Affäre seinerzeit erregte. Offenbar hat die Länge der Zeit, die seit den Taten vergangen ist, und die ausgiebige Berichterstattung in der Presse das Interesse des Publikums abgeschwächt. Den Vorsitz führte der Richter Dr. Cesario Alvim, die öffentliche Anklage lag in den Händen des Staatsanwalts Dr. Gomes de Paiva, die Nebenkläger (die Familie des Ermordeten) vertrat Dr. Jeronymo de Carvalho, und die Verteidigung hatten die Anwälte Dr. Caio Monteiro de Barros und Dr. Alberto de Carvalho übernommen. Gleich zu Beginn der Verhandlung gab es einen Streit über die Beobachtung der Prozeßordnung. Die Verteidiger protestierten nämlich dagegen, daß Dr. Jeronymo de Carvalho die Anklage unterstütze, denn er sei erst drei Tage vor der Verhandlung ohne Vorwissen der Verteidigung eingetreten. Das widerspreche sowohl dem Gesetze als auch der Jurisprudenz. Der Richter lehnte den Protest ab, der zu den Akten gegeben wurde, um eventuell als Revisionsgrund zu dienen. Nach Verlesung der Prozeßfakten nahm der Staatsanwalt das Wort. Er suchte den Nachweis zu führen, daß João Barata Ribeiro kein Epileptiker sei, zum mindesten aber für seine Taten verantwortlich. Daß der Staatsanwalt von vornherein sich so eingehend mit dieser Frage beschäftigte (er sprach von 3 bis 5 und von 9 bis halb 12 ausschließlich darüber) ließ erkennen, daß die Verteidigung versuchen werde, die Freisprechung des Angeklagten mit dem Argument der Unverantwortlichkeit zu erzielen.

Todesfall. Am Mittwoch morgen verstarb Marschall Belarmino de Mendonça, Mitglied des Obersten Kriegsgerichtes. Am 17. September 1850 geboren, machte er eine glänzende Karriere. Nach der Erklärung der Republik gehörte der Verstorbene längere Zeit der Bundeskammer an, trat aber später wieder in den aktiven Dienst. Marschall Belarmino de Mendonça verfügte über eine sehr solide wissenschaftliche Bildung, die ihn befähigte, über militärische Fragen schriftstellerisch tätig zu sein. In den letzten Jahren war seine Gesundheit stark erschüttert und er trat infolgedessen mehr in den Hintergrund.

Späte Rache. Am Sonnabend Abend gegen 9 Uhr ereignete sich an der belebtesten Stelle der Avenida Rio Branco ein Mord, der in psychologischer Hinsicht sehr interessant ist. Das Café Jeremias war, wie immer um diese Stunde, dicht besetzt. Auf der Straße drängten sich die Flaneurs und die Halbweltlerinnen, eilten Familien vorüber, die ins Theater oder ins Kino wollten, diskutierten Politiker in Gruppen die Ereignisse des Tages. Die Wagen der Jardim Botânico-Straßenbahn fuhren in ununterbrochener Reihe am Avenida-Hotel vorüber, und die tutenden und ratternden Autos vollführten einen Mordslärm. An einem Tischchen des Cafés saßen drei junge Leute in eifrigem Gespräch. Sie beachteten ebensowenig wie die übrigen Gäste, daß ein breitschultriger, hochgewachsener Mann, offenbar ein Nordstaatler, der auch in seiner Zivilkleidung den Seemann nicht verleugnete, sich ihnen näherte und ohne ein Wort zu sagen den Revolver zog. Mit der größten Seelenruhe feuerte er auf einen der drei sechs Schüsse ab, ehe nur irgend jemand ihm in den Arm fallen konnte. Die Kugeln trafen den jungen Mann ins Gesicht und in die Brust, und zwar so sicher, daß er sofort tot zu Boden sank. Während der Mörder dem Ausgang zueilte, bewaffneten sich die Gäste mit Tischen und Stühlen — der Schaden an zerbrochenen Kaffeetassen, den das Café Jeremias erlitt, war nicht gering! — und stürzten unter den Rufen „Schlagt ihn tot! Lynchet ihn!“ hinter ihm her. Leute von der Straße gesellten sich zu den Verfolgern, doch ehe sie den Mörder erreichten, hatten die zufällig anwesenden Herren Dr. Pirris Ferreira, Polizeidelegat des 1. Distrikts, und Coronel Meira Lima, Direktor des Gefängnisses, im Verein mit einigen Polizisten ihn ergriffen. Mit Mühe gelang es ihnen, den Verhafteten vor der Wut der Menge zu schützen und in ein Auto der Polizeibrigade zu schaffen. Aber es war nicht leicht, das Auto von der Stelle zu bringen, denn die wütende Menge bildete einen dichten Ring um das Fahrzeug und wollte den Mörder durchaus wieder herauszerren, um Lynchjustiz zu üben. Der Bedrohte schien seine Ruhe auch nicht einen Augenblick zu verlieren und bewahrte die gleichmütige Miene, mit der er den Mord begangen hatte, auch beim Verhör auf der Polizeiwache des 5. Distrikts. Er gab an, João Izidro Francisco dos Reis zu heißen, 34 Jahre alt zu sein und aus Ceará zu stammen. Er ist Seemann von Beruf, war erster Steuermann auf dem Dampfer „Bocaina“ des Lloyd Brasileiro, dann erster Offizier auf dem nach Matto Grosso fahrenden Dampfer „Paulista“ und kehrte am Donnerstag von einer langen Reise mit der „Araguary“ zurück. Der Ermordete, Oswaldo Pinto da Costa, war 24 Jahre alt, stammte aus Rio Grande do Sul und war bei den Kanalisationsarbeiten von Nictheroy beschäftigt. João dos Reis erklärte, er habe Pinto auf einer Fahrt nach Rio Grande do Sul kennen gelernt, vor vier Jahren etwa. Der Kommandant seines Dampfers habe Pinto Freipassage gewährt und er habe den jungen Mann in seine Kabine aufgenommen.

ja ihn sogar mit Wäsche versorgt. An Land sei die Bekanntschaft dann fortgesetzt worden. Vor drei Jahren hätten sie im Café Jeremias zusammengesessen, ungefähr an derselben Stelle, wo der Mord stattfand, und da habe Pinto ihn gefragt, ob er ihn nicht zum Essen einladen wolle. Er habe bejaht, aber hinzugefügt, sie könnten nur in einem geringen Lokal essen, da er nur 10 Milreis besitze. Das habe Pinto in Wut versetzt und ihn veranlaßt, eine Flut von Scheltworten über João dos Reis ergehen zu lassen, obwohl sich die Kapitäne Costa Mendes und Nobrega de Vasconcellos vom Lloyd in ihrer Gesellschaft befanden. Und schließlich habe Pinto ihm sogar eine Ohrfeige versetzt. João dos Reis fuhr dann wörtlich fort: „Wenn mein Vater oder meine Mutter oder Christus selbst mir eine Ohrfeige versetzten, müßten sie sterben. Pinto ergriff die Flucht, ehe ich mich rächen konnte. Aber ich habe geschworen, daß ich ihm bei der ersten Begegnung töten würde, und heute habe ich meinen Schwur gehalten. Ich lasse mich lieber 30 Jahre einsperren, als daß ich einen Menschen, der mein Angesicht berührt, am Leben lasse. Nie hat jemand gewagt, mich ins Gesicht zu schlagen, noch habe ich andere geschlagen, nicht als Kriegsgehülfe und nicht als Seemann. Im Wiederholungsfalle würde ich genau so handeln wie heute.“ Da João dos Reis Oberleutnant der Kriegsmarine ist, so konnte er nicht ins Polizeigefängnis gesperrt werden, sondern wurde im Amtszimmer des Polizeisekretärs in Haft behalten. Bis zur Verhandlung vor dem Schwurgericht wird er dann in einer Kaserne verbleiben; in welcher, darüber hat der Marineminister zu bestimmen.

**Selbstmord auf offener Straße.** Die Passanten und Bewohner der Rua São Bento, zwischen der Rua do Acre und der Avenida Rio Branco, sahen dort vorgestern vormittag gegen 11 Uhr einen Mann auf- und abgehen, dessen aufgeregtes Wesen und heftige Gestikulationen erkennen ließen, daß er geistesgestört sei. Plötzlich warf der Mann seinen Hut zur Erde, zog ein Messer und steckte sich zweimal in die Herzgegend. Als er zu Boden stürzte, begann die Polizei sich endlich um ihn zu kümmern. Die Unfallstation wurde avisiert und sandte ihr Ambulanzauto, das den Verwundeten nach der Santa Casa da Misericórdia brachte. Aber die Verletzungen waren so schwerer Natur, daß der Unglückliche schon bei der Einlieferung starb. Seine Persönlichkeit — es handelt sich um einen etwa 30 jährigen Mann weißer Hautfarbe — konnte bisher nicht festgestellt werden.

**Zur Schlachthausfrage.** Der Streit um die Fleischlieferung scheint zu einem ernstern Konflikt zwischen der Präfektur und der Justiz führen zu wollen. Der Richter Cardoso de Mello, der das sonderbare Urteil fällte, daß das Schlachthaus in Santa Cruz Manuel Lavrador ausgeliefert werden müsse, will diesem Urteil mit aller Gewalt Geltung verschaffen und der Präfekt ist wieder entschlossen, trotz aller richterlichen Beschlüsse dabei zu bleiben, daß Lavrador in dem Schlachthause nichts mehr zu suchen habe. Er empfängt die Gerichtsboten, die ihm das Urteil zustellen wollen und das Schlachthaus wird auf seinen Befehl von der Polizei bewacht, damit Lavrador von ihm nicht Besitz ergreife. Am Donnerstag erschienen Gerichtsvollzieher in dem Schlachthause mit dem Befehl in der Tasche, den Verwalter sowie den Delegado des 27. Bezirkes und den Kommandanten der Polizeimacht zu verhaften. Um 5 Uhr nachmittags erschien Lavrador mit seinen Advokaten im Schlachthause und in seiner Gegenwart forderten die Gerichtsvollzieher den Verwalter, Pinto Junior, auf, zu verhindern, daß andere Schlächter von den Fleischhauern Bestellungen

entgegennehmen. Wolle er dieses nicht tun, dann hätten sie den Auftrag, ihn zu verhaften. Natürlich schenkte Pinto Junior den Gerichtsboten kein Gehör und diese nahmen das Protokoll der Verhaftung in flagranti auf. Der Schlachthausverwalter machte ihnen aber klar, daß sie bei ihm keine Protokolle zu schreiben hätten; müßten sie schon schreiben, dann sollten sie das anderswo tun und nicht in dem Schlachthause. Jetzt wandten sich die Gerichtsvollzieher an den anwesenden Delegado, José Moraes, dem 40 Soldaten zur Verfügung standen, mit dem Ersuchen, dem richterlichen Befehl Nachdruck zu verleihen, der tat das aber nicht, und die Gerichtsbeamten mußten unverrichteter Sache abziehen. Jetzt werde der Handelsrichter vom Justizminister eine Macht verlangen, um dem Haftbefehl Geltung zu verschaffen. Das wird aber wohl vergebens sein, denn der Justizminister muß sich doch sagen, daß nicht der Präfekt, sondern der Richter im Unrecht ist. Der letztere hat sich durch sein Urteil auf die Seite eines Mannes gestellt, den der Präfekt mit dem allerbesten Grunde aus dem Schlachthause gewiesen hat, und noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß Lavrador eingeständenermaßen das Fleischmonopol nur deshalb haben will, um die Preise in die Höhe zu treiben.

**Eine Villenkolonie.** Leute, die sich in Rio ein eigenes Haus erbauen wollen, sind heute recht schlecht daran. Die Terrains sind entweder maßlos teuer oder sehr weit von der Stadt entfernt oder in heißen Stadtteilen oder endlich an lärmenden Straßen gelegen. Der Bautätigkeit in den hochgelegenen Teilen von Santa Thereza (Largo da Franca, Lagoinha, Silvestre) oder in Tijuca (Alto da Boa Vista) sind durch die Bodenbeschaffenheit ziemlich enge Schranken gezogen, abgesehen davon, daß der Materialtransport und die Notwendigkeit der Ausführung von Futtermauern und der Erdaufschüttung das Bauen maßlos verteuert. Jedermann mag auch nicht so hoch wohnen, wo die in Rio nicht gerade seltenen Regenwolken hängen bleiben und manchmal tagelang die Sonne nicht durchdringen lassen. Kurz und gut, es besteht für die Leute mit weniger großem Geldbeutel eine wirkliche Kalamität in puncto Eigenheim. Da wird viele unserer Leser gewiß die Nachricht interessieren, daß an einem der schönsten Punkte Rios die Vorarbeiten für die Erschließung von Villenterrains getroffen werden, nämlich in der Gavea. Wer schon einmal bis zur Endstation der Gavea-Straßenbahn gefahren ist, um den herrlichen Spaziergang nach der Höhe des Berges und nach der jenseits am Meeresstrande liegenden Ortschaft Gavea zu machen, der wird sich vielleicht erinnern, daß die Elektrische bald hinter dem Botanischen Garten an einem ausgedehnten, in die Berge hinein sich erstreckenden Gelände vorüberfährt, dessen Eingang durch eine stattliche Allee von Königspalmen gekennzeichnet ist. Das ist das Terrain, auf dem die neue Villenkolonie entstehen soll. Es liegt bereits ganz außer dem Bereiche der Lagoa Rodrigues Freitas mit ihrer Moskitoplage, einer Plage, die übrigens bald verschwinden wird, denn die Bundesregierung hat bereits die Arbeiten zum Bau eines Kais rund um die Lagoa herum vergeben. Das Unternehmen der Villenkolonie liegt in Händen des Architekten Morales de los Rios, des bekannten Dozenten der Kunstakademie. Die Munizipalverwaltung hat ihm die Konzession erteilt unter der Bedingung, daß 20 Prozent des Geländes ihr vorbehalten bleiben. Die Straßen, die das Gelände erschließen und die sämtlich asphaltiert oder gepflastert werden, sind bereits in der Anlage begriffen und müssen vertraglich in 3 Monaten fertiggestellt sein. Ein größerer und mehrere kleine Plätze garantieren der Kole-

nie gute Durchlüftung und leichten Verkehr. Die Bauplätze (wie wir von befreundeter Seite hören, von 3 Contos ab) werden ausschließlich für Wohnbauten vergeben. Läden und industrielle Anlagen sind ausgeschlossen. Die Versorgung der Bewohner mit den nötigen Nahrungsmitteln usw. geschieht von einer Zentral-Markthalle aus, wo sich alles geschäftliche Leben zu konzentrieren hat. Die Straßen auf dem ansteigenden Gelände werden so angelegt, daß die Leute einander nicht die Aussicht verbauen können, das heißt jede nächstfolgende Straße liegt mehrere Meter über der vorhergehenden, gegen die sie terrassenartig abgeschlossen ist. Von den höhergelegenen Straßen hat man entzückende Ausblicke über den Botanischen Garten, die Lagoa, Ipanema und den offenen Ozean. Gelegenheit zu Spaziergängen bietet der Botanische Garten und bieten die Wälder der Gavea mit ihren guten Straßen in Fülle. Das ansehnliche Terrain, das sich die Stadt vorbehalten hat, soll nach Möglichkeit zum Bau eines Sanatoriums vergeben werden, das Rio bekanntlich noch immer fehlt. In zweiter Linie ist an ein Hotel oder ein elegantes Restaurant gedacht worden. Was die Verkehrsmöglichkeiten mit dem Stadtzentrum betrifft, so hat sich die Empresa Auto-Avenida bereit erklärt, ihre Omnibusse bis zu der neuen Villenkolonie fahren zu lassen, und zwar unter Berührung der Hauptstraßen derselben, so daß die Bewohner nicht ausschließlich auf die Benutzung der Straßenbahn angewiesen sein werden. Wir glauben unter diesen Umständen, daß der Plan den Bei-

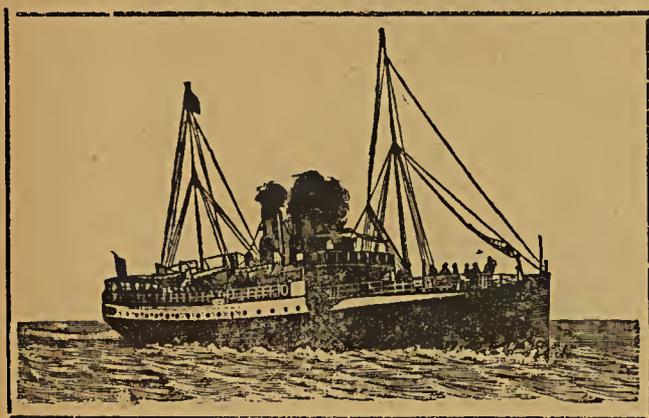
fall gerade der Fremdenkolonien Rios finden wird (die Gavea ist notorisch kühl), weshalb wir den Bitten einiger Freunde, die sich dort bereits angekauft haben, stattgeben und unseren Lesern Kunde von dem Unternehmen geben, unseres Wissens als die erste Zeitung Rios, da Herr Morales de los Rios zurzeit noch vermeidet, der Öffentlichkeit von der Villenkolonie Kunde zu geben. Er scheint den Wunsch zu hegen, erst die Straßen auszubauen, weil sich dann das Gelände viel vorteilhafter präsentiert.

Ein Skandalchen. Der „Correio da Manhã“ weiß zu melden, daß der Direktor des „Paiz“, João de Souza Lage, mit 200:000\$000 gekauft worden sei, damit er die Politik Pinheiro Machados unterstütze. Die Anweisung dazu habe der Bundespräsident selber gegeben. Der Direktor der Landesbank habe wohl Schwierigkeiten gemacht, aber der Marschall habe darauf bestanden, daß die Summe ausgezahlt werde.

Ein Schadenfeuer zerstörte diese Nacht die Häuser Nrs. 203, 205 und 207 in der Rua Sete de Setembro. Das Feuer entstand in dem erstgenannten Hause, wo die Firma Martins, Serpa & Comp. mit einer Bilderrahmenfabrik etabliert war. Der Schaden ist noch nicht abgeschätzt, er dürfte aber riesig sein. Glücklicherweise sind keine Verluste von Menschenleben zu beklagen.

# Austro - Americana

Dampfschiffahrtsgesellschaft  
in Triest



**Schnelldampfer-Verbindung**  
von  
**Santos v. Rio de Janeiro**  
nach **Triest**  
mit Berührung von **Las Palmas, Teneriffe**  
**Malaga, Almeria, Barcelona und**  
**Neapel.**

Reisedauer nach Neapel 16 Tage  
nach Triest 19 Tage.

Die Austro-Americana, Dampfschiffahrts-Gesellschaft unterhält mit ihren Schnelldampfern einen vierzehntägigen regelmässigen Passagierdienst nach Triest, via Neapel. Die Dampfer der Linie sind eigens für diesen Dienst gebaut und mit allen Bequemlichkeiten für Kajüten- und Zwischendecks-Passagiere ausgestattet. — Den Passagieren III. Klasse stehen geräumige und gut ventilierte Schlaf- und Spelsesäle zur Verfügung. — Die Verpflegung ist von anerkannter Güte und reichlich bemessen; die Dampfer entsprechen den Anforderungen der Auswanderungsgesetze und steht die Linie unter Aufsicht der österreichischen Regierung. — Alle Dampfer sind mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgestattet. — Direkte Fahrkarten nach allen Eisenbahnhauptstationen von Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Ausland werden auf Wunsch verabfolgt.

## Nächste Abfahrten von Santos.

nach Europa		nach dem La Plata	
Eugenia	11. Juni	Atlanta	13. Juni
Sophia Hohenberg	15. Juni	Laura	25. Juni
Atlanta	1. Juli	Francesca	5. Juli
Laura	10. Juli		
Francesca	23. Juli		

Wegen Auskünfte und Fahrkartenlösung wende man sich an die General-Agentur für Brasilien

In Rio de Janeiro:	In Santos an:	In S. Paulo an:
ROMBAUER & C., Rua Visc. Inhauma N. 84 - Caixa 362.	ROMBAUER & Co. - Rua Augusto Severo 7, Caixa 203	GIORDANO & Co., Largo do Thesouro N. 1

## Berliner Brief.

Kronprinzen auf dem Turf. — Das erste Sportunglück auf der Oberspree. — Ueber vier Millionen Einwohner! — Berliner Allerlei: 100.000 Konfessionslose. — Preussen's grösstes Dorf. — Neue Vorortbahnhöfe. — Bierpalästina — Umgangene Kinosteuer. — Hutnadelkontrolle. — Ein weiblicher Barbiergehilfe.

Berlin, den 9. Mai 1913.

Die landschaftlich so schön gelegene Grunewaldrennbahn hatte am vorigen Sonntag einen Haupttag, der Kronprinz war mit seiner Gemahlin erschienen. Die Döberitzer Heerstraße, die vom Berliner Königsschlosse bis nach dem Reichskanzlerplatze auf der Höhe von Westend in einer geraden Linie führt, hatte wieder einen Automobilkorso aufzuweisen, wie er eben nur in einer Weltstadt möglich ist. Die lange, lange Kette von Privat- und Droschkenautomobilen, hier und da von schweren Automobilomnibussen unterbrochen, mußte durch die Polizei ab und zu angehalten werden, weil sonst die Straßenübergänge ständig gesperrt gewesen wären von den meist übel duftenden Fahrzeugen, die schon so mancher Familie das Wohnen in der größten Prachtstraße des neuen Westens verleidet haben. Pferdegespanne sieht man kaum mehr. Das erste Rennen wurde von einem Pferde gewonnen, das einem Adjutanten des Kronprinzen gehört. Die größte Freude aber gab es im Königszelt, als beim zweiten Rennen ein Pferd des Kronprinzen den Sieg davontrug. Der Preis betrug 3300 Mark. Als Pferd und Reiter zur Wage zurückkehrten und der Kronprinz dem Sieger freudestrahlend entgegeneilte, nahm die Kronprinzessin den denkwürdigen Augenblick photographisch auf. Nach dem 4. Rennen überreichte die Kronprinzessin dem Sieger den Damenpreis (10.000 Mark) und dann verließen Kronprinz und Kronprinzessin das Rennen. Das Publikum aber trieb ein Regenschauer unter die schützenden Tribünen. Der riesige Rennplatz glich einem Ameisenhaufen, so zahlreich waren die Besucher erschienen, die Damen natürlich in glänzenden Frühjahrstoiletten, denn die Zeit ist längst vorüber, in der man nach Paris oder London fahren mußte, wenn man elegante Damen bewundern wollte. Auf den Bahnhöfen herrschte ein Menschengewühl, wie es nur an Renntagen zu verzeichnen ist, denn auch die schönsten Ausflugstage ziehen nicht so viele Menschen nach dem Westen, wie die Rennen, weil auch die Oberspree eine Unmenge Besucher aufgenommen hat. An Renntagen aber kommt im Westen alles zusammen und zu den Ausflüglern, die sich nach den schönen Havelseen begaben, kamen diesmal auch die Besucher der Baumbüte in Werder, die doch noch lange nicht ganz vernichtet ist; erfreulicherweise kam es nicht so schlimm wie es zuerst aussah. Immerhin ist der Schaden der frostigen Frühjahrstage sehr groß.

Die Winterstürme sind dem Wonnemond leider noch nicht gewichen, was ja kalendergemäß seine Richtigkeit hat, da wir noch nicht im Wonnemond leben, obwohl wir schon einen Vorschuß auf die Seligkeit der schönen Maienzeit bekommen haben, der allerdings teuer bezahlt werden mußte mit dem winterlichen Rückfall. Auch am dritten Aprilsonntag wehte ein recht rauhes Lüftchen, das ganz besonders die Besitzer von Segelbooten zur Vorsicht hätte mahnen sollen. Am gefährlichsten sind für Segler die plötzlich einsetzenden Böen, die auch das bestgesteuerte Boot im Handumdrehen zum Kentern bringen. Sträflicher Leichtsin ist es, wenn man an solchen Tagen Kinder mitfahren läßt. Zwei Söhne eines Segelbootbesizers, die im Alter von 8 und 9 Jahren standen, kostete eine solche — ge-

linde gesagt — Unvorsichtigkeit das Leben. Ein heftiger Windstoß brachte das Segelboot zum Kentern und die zwei Knaben, die man des rauhen Wetters wegen in der Kajüte untergebracht hatte, waren rettungslos verloren. Die übrigen Bootsinsassen konnten gerettet werden, obwohl sich unter ihnen ein Nichtschwimmer befand, der mühselig von zwei ebenfalls ins Wasser geschleuderten Herren gerettet werden konnte. Erst nach 20 Minuten konnte das schwere Boot aufgerichtet werden. Inzwischen waren die armen Kinder natürlich längst ertrunken, deren Vater ihnen verzweiflungsvoll zu Hilfe kommen wollte und nur mit Mühe vom sicheren Untergange zurückgehalten werden konnte. Hoffentlich dient das Unglück anderen Vätern zur Warnung!

Groß-Berlin hat nun die vierte Million in seiner Einwohnerzahl überschritten. Die Stadt Berlin hat davon genau die Hälfte aufzuweisen, nämlich etwas über 2 Millionen. Die Vororte haben zehnmal soviel Zuwachs erhalten wie Berlin, das beim letzten Umzugstermin um 4000 Einwohner zugenommen hat, während in den sämtlichen Vororten eine Zunahme von 40.000 Personen gezählt worden ist. Viel kann sich Berlin ja auch nicht mehr vergrößern, da es überall von Vororten eingeschlossen ist, soweit nicht der Tiergarten in Betracht kommt, der hoffentlich „op ewig ungeteilt“ und — unbebaut bleibt. Bedauerlicherweise geht man mit dem Plane um, einen Teil der Wuhlheide zu bebauen. Berlin will auf dem in seinem Besitze befindlichen Boden ein großes Wasserwerk und eine Gasaustalt errichten. Um einen Teil des Schadens an der freien Natur wieder gut zu machen, soll dort auch ein Volkspark angelegt werden. Die Brunnenanlagen nehmen eine sehr weite Strecke, von Karlshorst bis zur Nordwestecke der Wuhlheide, ein. Sie sollen schon im Jahre 1915 in Betrieb genommen werden. Durch ein neues Filtersystem wird dem Wasser der Eisengehalt entzogen werden. Das Gaswerk wird im östlichen Teile der Heide gebaut. Die Errichtung eines solchen Werkes bedingt natürlich auch andere Einrichtungen, die ebenfalls nicht zur Verschönerung der Landschaft dienen können; so hat die Stadt Berlin Grundstücke auf dem rechten Spreenfer angekauft, um die Wasserzufuhr der Kohlen zu ermöglichen; auch ein neuzubauender Bahnhof dient diesem Zwecke. Sympathischer berührt die Anlage eines großen Kinderkrankenhauses, das ebenfalls in die Wuhlheide kommen soll. Neue Wege sollen den Verkehr in der Heide erleichtern und damit wird hoffentlich auch eine größere Sicherheit herbeigeführt werden, denn die Wuhlheide hat in dieser Hinsicht leider einen sehr schlechten Ruf. Glücklicherweise bestätigt sich die Meldung nicht, daß Schloß Schönholz der Bebauung verfallen soll. Es wäre jammer schade gewesen, wenn der prächtige Park, der jetzt zu mannigfachen Erholungs- und Sportzwecken benutzt wird, dem Bauteufel zum Opfer gefallen wäre. Auf einer prächtigen Waldwiese des Schloßparkes befindet sich einer der schönsten Tontaubenschießplätze Deutschlands und andere Schießstände sind in dem vorderen Teile des Parkes untergebracht, der auch zahlreiche Turnplätze aufweist, also Jung und Alt zur Erholung und zur Freude dient.

Das Komitee „Konfessionslos“, das seine Tätigkeit über ganz Deutschland ausgedehnt hat, teilt mit, daß seit dem Herbst 1912 in Berlin 10.000 Austritte aus der Kirche erfolgt sind. Es behauptet, daß die Zahl der Konfessionslosen in Groß-Berlin damit auf 100.000 angewachsen ist. Im Jahre 1905 hatte sich die Zahl der erklärten Konfessionslosen nur auf 12.000 belaufen. Die Schätzung dürfte zutreffen.

Lange Zeit war Rixdorf, das vor einiger Zeit bekanntlich in „Neukölln“ umgetauft worden ist, das größte Dorf Preußens. Rixdorf ist indes längst Großstadt geworden. Jetzt ist der Berliner Vorort Steglitz das größte Dorf der Monarchie mit mehr als 80.000 Einwohnern; nach der letzten amtlichen Statistik zählt Steglitz genau 80.927 Einwohner. Alle Bemühungen, Stadtrechte zu erhalten, waren seit her vergeblich; vielleicht wird den Einwohnern ihr heißer Wunsch erfüllt, wenn die 100.000 erreicht sind! Sehr lange wird das kaum dauern.

Zwei neue Ringbahnhöfe sind in Aussicht genommen. Der eine wird in Charlottenburg am Lietzensee errichtet; er erhält den Bahnhof Witzleben und der andere kommt an den Südrand des Tempelhoferfeldes zwischen die Stationen Tempelhof und Hermannstraße, um den Verkehr mit der neuen Feldartillerie-Kaserne zu erleichtern, die dort gebaut wird. Auch im weiteren Umkreise werden neue Vorortbahnhöfe angelegt, da die Bebauung immer dichter wird.

Man hat scherzhafterweise Berlin schon früher „Bierpalästina“ genannt, weil immer prächtigere Bierrestaurants gebaut worden sind. Vor einigen Tagen wurde wieder ein „Bierpalast“ eröffnet an der Stelle der Friedrichstraße, wo früher der „Nürnberger Hof“ stand. Die Bezeichnung „Bavariahaus“ deutet schon darauf hin, daß dort nur „echte Biere“ zu haben sind, wie der Berliner in unbewußter Ironisierung der heimischen Gerstensäfte die bayerischen und böhmischen Sorgenbrecher nennt. Das Wort „Bierpalast“ ist im vorliegenden Falle allerdings nicht ganz zutreffend, denn das Restaurant befindet sich nur im Erdgeschoß; im zweiten und dritten Stockwerke ist zur Abhilfe eines „dringenden Bedürfnisses“ ein Kientopp untergebracht. Die Bewirtschaftung des neuen Restaurants hat die Kaiserkeller-Aktiengesellschaft übernommen; hoffentlich gibt sie ihren Gästen keine „Dividendensauce“ zu trinken!

In den meisten „Kientöppen“ hat man zu dem Mittel der teilweisen Umgehung der Kinosteuer Zuflucht genommen. Da die Steuersätze bei den runden Preisen beginnen, so werden jetzt in den meisten „Lichtspieltheatern“ Eintrittskarten zu 29, 49 und 69 Pfg. verkauft. Die Theater verlieren dabei zwar einen Pfennig, sparen aber auf der anderen Seite 5 Pfennige Steuer, so daß sie immer noch erheblich besser wegkommen, als wenn sie die richtige Steuer entrichten würden. Der Stadt wird dabei übel mitgespielt; die auf diese Art hinterzogenen Beträge machen im Jahre eine große Summe aus.

Die Hutnadelkontrolle ist an einem Orte aufgetaucht, wo sie am wenigsten erwartet worden ist: in den Warenhäusern. Dort läßt sie sich ja auch leichter ausüben als auf der Straße oder in den Straßen- und Untergrundbahnen usw. Die überwachenden Beamten ziehen den ungesicherten Hutnadelspieß aus den Damenhüten und überreichen ihn der Trägerin mit der freundlichen Aufforderung, ihn da unterzubringen, wo er keinen Schaden anrichten kann. Die Damen können sich dann an Ort und Stelle gleich mit Hutnadelschützern versehen. Das erste Opfer der Hutnadelverfügung war merkwürdigerweise keine Dame sondern ein — Mann, der in einem Eisenbahnabteil Hutnadelschützer feilbot und dessen Name wegen Uebertretung der bahnpolizeilichen Vorschriften polizeilich festgestellt wurde. Hoffentlich geht man man mit ihm nicht zu streng vor, sondern rechnet ihm die gute Absicht als strafmildernden Umstand an!

Weibliche Barbieri sind auch in Berlin schon da gewesen. Jetzt hat in Charlottenburg ein Barbier

einen weiblichen Gehilfen eingestellt und hofft jedenfalls darauf, daß seine Kundschaft sich erheblich vermehrt, wenn sie von zarter Hand bedient wird. Bei der Zunahme der Herren, die die modernen Kasierapparate benützen, ist ja allen Frisuren großer Schaden entstanden, obwohl die Versicherung, daß man sich mit diesen Werkzeugen nicht schneiden „könne“, eine „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ ist, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Ich habe mich aber ungeachtet dieser Erfahrung doch noch nicht dazu entschlossen, ein Abonnement bei dem Friseur mit dem weiblichen Gehilfen zu nehmen, obwohl sich sein Geschäftslokal gar nicht weit von meiner Wohnung befindet. Wer weiß, wie lange man dort warten muß, bis die zarte Hand frei wird . . . .

## Aus aller Welt.

**Korffureise Kaiser Wilhelms.** Wie wir hören, wird Kaiser Wilhelm doch noch in diesem Jahre eine Reise nach Korfu antreten. Die Abfahrt wird in den ersten Tagen des September erfolgen. Die Dauer des Aufenthalts des Kaisers auf Korfu, die voraussichtlich mehrere Wochen währen dürfte, ist noch nicht genau festgesetzt, doch soll die Rückreise so rechtzeitig angetreten werden, daß der Kaiser an der Einweihung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig teilnehmen kann.

**Das Frauenstimmrecht in England.** Die wilden Stimmrechtsweiber in England bekommen ihren Willen einstweilen nicht. Das Unterhaus hat am 6. Mai die Vorlage, die das Frauenwahlrecht enthält, mit 266 gegen 219 Stimmen abgelehnt. Man sieht, die Mehrheit, die heute noch die unmittelbare Mitwirkung der Frauen an der Gesetzgebung in Großbritannien abwehrt, ist nicht allzu groß. Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit des Frauenwahlrechts sind sehr geteilt. Selbst die liberale Regierung ist gespalten und die beiden Ministerfreunde Asquith und Grey haben in dieser Sache gegen einander gesprochen, Premierminister Asquith dagegen, Sir Edward Grey sehr warm dafür. Die Ruhe, mit der das Parlament die Angelegenheit behandelt, hebt sich vorteilhaft gegen das wüste und gemeingefährliche Treiben ab, mit dem die zu Hyänen gewordenen Weiber ihren Willen durchzusetzen sich bestreben. Nach der Abstimmung im Unterhaus werden die Suffragetten zweifellos wieder nach neuen Untaten lüstern sein. Das englische Parlament aber, als die Auslese dieses klugen Volkes, läßt sich durch alle Schandtaten nicht aus seiner überlegenen Ruhe bringen und behandelt den Gegenstand nicht nach Parteidoktrinen, sondern einfach vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit. Die Erörterung über die Vorlage, zumal der Meinungsaustausch zwischen den beiden Ministern Asquith und Grey, war ein Vorbild parlamentarischer Sachlichkeit.

**Verhaftung eines türkischen Hochstaplers.** In München wurde ein äußerst gefährlicher internationaler Hochstapler verhaftet, der in den verschiedensten Masken, bald als reicher Großkaufmann, bald als Hotelier, bald als Bankier, dann als türkischer Minister auftrat und seit mehr als drei Jahren in ganz Europa die mannigfachsten Schwindeleien verübte. Der Schwindler wurde auch mehrere Male festgenommen, abgestraft und ausgewiesen, nie aber konnte seine wahre Identität festgestellt werden. Am 21. und 22. April weilte der Hochstapler in Linz. Hier gab er sich für einen Gesandten des Prinzen Omer Kemal von Aegypten

aus und legte sich auch den Namen „Michael Sednaoi Bey“ bei. Der Möbelfabrik Leopold Mayr und der Holzhandlungsfirma F. X. Wirth in Villach schwindelte er als Vertreter der Hirma Stagni in Alexandrien 40 Kronen heraus. Er wird sich erst vor den deutschen Behörden zu verantworten haben und dann dem Wiener Landesgerichte überstellt werden.

Die Katastrophe des deutschen Torpedobootes „S 178“. Das Kriegsgericht der Aufklärungsschiffe hat den Kapitänleutnant Löwe vom großen Kreuzer „York“ von der Anklage, am 4. März durch Fahrlässigkeit den Zusammenstoß mit dem Torpedoboot „S. 178“ herbeigeführt zu haben, freigesprochen, weil ihn kein Verschulden treffe.

Ein Regierungsassessor wegen Erpressung zu Zuchthaus verurteilt. Die Kieler Strafkammer verhandelte gegen den früher in Kiel, zuletzt in Köslin tätig gewesenenen Regierungsassessor Lewicki wegen Erpressung und Betruges begangen an einem dortigen Fabrikanten. Lewicki hatte, als er den Polizeipräsidenten in Kiel im vorigen Jahre zu vertreten hatte, sich von einem Fabrikanten, gegen den eine Untersuchung wegen Spionageverdachts schwebte, 141 000 Mark auszahlen lassen, unter der Angabe, diese für Schmiegelder benutzen zu wollen. Lewicki, der 80 000 Mark Schulden hatte, verbrauchte das Geld für sich selbst. Das Gericht verurteilte ihn nach mehrstündiger Verhandlung zu drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt.

Ein Jubiläums-Prunkteller. Zur 25jährigen Jubiläumsfeier der Regierung Kaiser Wilhelm ist ein Prunkteller angefertigt worden, der nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt zur Ausgabe gelangt. Der metallene Teller hat 37 Zentimeter im Durchmesser, um seinen Rand sind die Wappen sämtlicher Bundesstaaten angebracht, während der Tellerboden den deutschen Reichsadler, die Kaiserinitialen mit der Kaiserkrone darüber, sowie Flaggenschmuck und eine entsprechende auf das Fest hinweisende Inschrift enthält. Dem Kaiser wird ein silberner Prunkteller in großer Ausführung zum Jubiläumsfeste überreicht werden. Mit der Ausgabe der Teller ist ein wohlthätiger Zweck verbunden, da 10 Prozent des gesamten Reingewinnes an bedürftige Veteranen abgeführt werden.

Die armen Frauen von Texas! Die amerikanischen Gesetzgeber arbeiten mit noch weit drakonischeren Mitteln als der Berliner Polizeipräsident. In Texas steht ein Gesetz gegen große Hüte auf der Tagesordnung des Parlaments. Keine Frau darf in der Kirche oder bei irgendwelcher öffentlicher Versammlung einen Hut oder einen Kopfputz tragen, der mehr als zwei Zoll in die Höhe strebt, oder dessen Krempe vier Zoll übersteigt. Tut sie es dennoch, so darf die Unglückliche drei Jahre lang überhaupt keinen Hut mehr kaufen. Nach Ablauf dieser Frist aber bekommt sie, was eine noch viel schlimmere Strafe ist, eine Art Uniformhaube, der nicht mehr als acht Mark kosten darf.

Radfahrerabteilungen mit Maschinengewehren in Frankreich. Nach dem „Echo de Paris“ ist der französische Kriegsminister mit dem Plan beschäftigt, eine Zahl von Radfahrerabteilungen mit Maschinengewehren auszustatten, da die seit längerer Zeit unternommenen Versuche ein günstiges Ergebnis geliefert hatten.

Todessturz eines Liebespaares von der Antwerpener Kathedrale. In Antwerpen stürzte sich ein junges Liebespaar von der Spitze

der Kathedrale in die Tiefe. Die Leichen waren furchtbar verstümmelt. Die Ursache des Selbstmordes lag in der Weigerung der Eltern, in eine Heirat der beiden einzuwilligen.

Der erste funkentelegraphische Erfolg zwischen Deutschland und Amerika. Wie der Inf. mitgeteilt wird, ist es jetzt gelungen, zum erstenmal seit Bestehen der Funkentelegraphie funkentelegraphische Mitteilungen auf der Linie New York—Berlin über den Ozean zu senden. Die Versuche haben seit Ende Januar d. J. zwischen der Telefunkenstation in Nauen und der im Besitze der Atlantic Communication Co., New York, befindlichen Station Sayville auf Long Island stattgefunden. Diese Versuche sind erfolgreich gewesen, denn sie haben die Möglichkeit des drahtlosen telegraphischen Verkehrs zwischen Berlin und New York einwandfrei nachgewiesen. Die hierbei überbrückte Entfernung beträgt zirka 6500 Kilometer, während die Distanz zwischen Irland und Kanada, wo bereits seit Jahren eine Marconiverbindung in Betrieb ist, zirka 3200 Kilometer beträgt. Die Versuche zwischen Berlin und New York werden weiter fortgesetzt, um die nötigen Unterlagen zur Errichtung eines dauernden Nachrichtendienstes zu erhalten. Mit diesem Erfolg zeigt die deutsche Funkentelegraphie von neuem, daß sie in keiner Weise hinter der ausländischen Konkurrenz zurücksteht, und daß bei der in England erfolgten Prüfung, in der das Marconisystem „Sieger“ blieb, nicht unparteiisch vorgegangen sein kann. Welcher Wertschätzung sich das deutsche System im gesamten Auslande erfreut, zeigt eine Uebersicht der vom Auslande auf deutsche Stationen allein im Monat Februar eingegangenen Bestellungen. Es bestellten: Australien 3 Schiffsstationen, Brasilien 7 Festungstationen, Britisch-Nordborneo 1 Landstation, China 4 Landstationen, Columbien 1 Landstation, England 5 Handelsschiffsstationen, Norwegen 2 Kriegsschiffstationen, Japan 1 Luftschiffstation, Oesterreich 3 Kriegsschiffsstationen, Schweiz 1 Gewitteranzeigeranlage, Spanien 2 Empfangsanlagen. Also auch England, das Land der Marconitelegraphie, bestellt deutsche Telefunkenstationen!

Major Dinkelman, der deutsche Berater der chinesischen Regierung in Militär-Angelegenheiten, ist am 17. April vom Präsidenten Yuansehkai in Anwesenheit des Kriegsministers in längerer Audienz empfangen worden. Unter anderen soll der Präsident bei dieser Unterredung sein Befremden darüber geäußert haben, daß verhältnismäßig so wenig chinesische Offiziere die deutsche Sprache verstehen und den Wunsch ausgesprochen haben, daß möglichst bald in Peking eine deutsch-chinesische Schule gegründet werde.

Wiedervermählung der Königin-Mutter von Portugal? Die in Sigmaringen vollzogene Verlobung des entthronten Königs von Portugal mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Hohenzollern gibt einer Londoner Zeitschrift, die sich über die Vorgänge in den Kreisen des Hofes und der Gesellschaft Englands häufig recht gut unterrichtet gezeigt hat, Gelegenheit zu der Andeutung, daß auch König Manuels Mutter, die Königin Amélie von Portugal, vielleicht die Welt demnächst durch ihren Entschluß, noch einmal in den Ehestand zu treten, überraschen werde. Die Witwe des Königs Carlos I. von Portugal wurde am 28. September 1865 zu Twickenham, der damaligen Residenz ihres Vaters, des Grafen von Paris, geboren. Sie ist also gegenwärtig 47 Jahre alt und noch immer eine schöne, stattliche Frau, hoch von Wuchs und nicht ohne eine gewisse, fast männlich wirkende Entschiedenheit in ihrem Wesen. Seitdem sie als Verbannte

in das Land ihrer Kindheit zurückgekehrt ist, hat sie sich keineswegs von den Vergnügungen der grossen Welt zurückgezogen und scheint die schweren Schicksalsschläge, die sie trafen, völlig verwunden zu haben.

**Der Hehler in der Maske.** Eine Diebstahl- und Hehlerei-affäre in Mainz nimmt einen immer größeren Umfang an. Einer der geachteten Bürger von Mainz, der Aukthändler Adam Broo, wurde verhaftet. Es wurde bei ihm ein zwei Meter hoher Sack voll Silber unter Lumpen gefunden. Darunter befanden sich viele antike wertvolle Gegenstände, die zerschlagen waren. Broo verkehrte mit den Dieben, denen er die gestohlenen Waren abnahm, nur mit einer Maske vor dem Gesicht.

Die „France militaire“ erhält aus New York die merkwürdige Nachricht, daß in Pittsburg seitens berufener Offiziere mit sogenannten „narkotisierenden Geschossen“ Versuche durchgeführt werden. Wie der Erfinder dieses neuen Geschosses behauptet, soll der durch das Geschosß auch nur leicht Verwundete am selben Tage nicht mehr kämpfen können, indem er von einem tiefen Schlaf befallen wird; selbst eine schwere Verwundung verursacht dem Verwundeten angeblich keine Schmerzen, indem das im Geschosß enthaltene Narkotikum die Wunde sofort unempfindlich macht.

**700 Schafe verbrannt.** Auf dem Rittergut Tornow bei Fürstenberg in Mecklenburg ist, wahrscheinlich durch Brandstiftung, ein großer Brand ausgebrochen. Das Feuer hat den Schafstall und mehrere Scheunen eingeäschert. 400 Mutterchafe und 300 Lämmer kamen in den Flammen um.

**Riesige Warenhausbetriebe** in Deutschland. In Leipzig hat man kürzlich mit den Arbeiten für die Errichtung eines Kolossal-Warenhauses begonnen, das 3 Fronten erhalten, 8 Stockwerke hoch werden und angeblich 100 Millionen Mark kosten soll. Die Oeffentlichkeit wurde mit diesem Riesenbau insofern beschäftigt, als der Unternehmer erklären ließ, gewisse Gerüchte, die sich auf die Beschaffung der ersten Hypothek bezogen, seien unzutreffend usw. Angesichts solcher Riesenkaufhäuser stellt sich von selbst die Frage ein, was aus dieser Entwicklung nur noch werden soll. Denn schon jetzt ist wohl nirgends Mangel an Kaufhäusern und Konkurrenz zu verzeichnen. Nun kommen die Großbanken, stellen tüchtige Männer an die Spitze der von ihnen finanzierten Warenhausunternehmungen und bringen damit in die Entwicklung des Warenhausbetriebes ein ganz neues Element.

**Präsident des österreichischen Reichsgerichts Unger †.** Am 2. Mai ist in Wien der Präsident des Reichsgerichts und frühere Minister Unger im Alter von 85 Jahren gestorben. — Joseph Unger ward am 2. Juli 1828 in Wien geboren. An der Wiener Universität habilitierte er sich 1852 als Privatdozent, ging 1853 als außerordentlicher Professor des Zivilrechts nach Prag, von wo er 1857 nach Wien berufen wurde. Er war lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses und gehörte vom November 1871 bis zum Februar 1879 als Minister ohne Portefeuille dem Kabinett Adolf Auersperg an. Im Januar 1881 wurde er zum Präsidenten des Reichsgerichts ernannt. Seinen juristischen Ruf begründete er durch das „System des österreichischen allgemeinen Privatrechts“.

**Französische Flieger auf deutschem Boden.** Bei Neuerburg in der Eifel landete, am 30. April nachmittags ein französischer Flieger, der sich auf dem Fluge nach Berlin befand. Er gab an, die Richtung verloren zu haben. Eine Kommission,

die aus dem Landrat und anderen Beamteten bestand, stellte die Persönlichkeit des Fliegers fest. Auf eine Anfrage beim Generalkommando in Koblenz wurde der Weiterflug sofort gestattet.

**Riesige Goldadern in Indien entdeckt.** Ueber die romantische Entdeckung ungeheuren Mineralreichtums wird aus dem Dalihundistrikt, der ungefähr 240 Kilometer von Kalkutta entfernt liegt, berichtet. Reiche Lager an Gold, Kupfer, Eisen, Asbest und Mangan sollen festgestellt worden sein. Der Besitz des Fürsten Mahomed Buktear Schah, der vor ungefähr zwei Monaten starb, wird vorläufig vom Staat verwaltet, der einen Geologen dorthin entsandte, um den Wert des Besitzes abzuschätzen. Dieser erklärte, daß auf dem Besitze riesige Mengen der genannten Mineralien gefunden worden seien. Bei seinen Forschungen traf er auch eine Sandhali-Indierin, die 110 Jahre alt sein soll und seit 15 Jahren eine geheime Goldader kennt, die sie für sich ausgebeutet hat. Gegen ein Geschenk gab sie ihr Geheimnis preis. Der Sachverständige ließ einen Schacht errichten und fand Quarzlager, die 130 Unzen Gold per Tonne abwerfen. Der Geologe meinte, daß die reichen Quarzlager einen fabelhaften Wert repräsentieren, er bedauerte nur, seine Forschungen nicht länger fortsetzen zu können, ist aber der festen Ueberzeugung, daß der Besitz des verstorbenen Fürsten verhältnismäßig das goldreichste Stückchen der ganzen Erde ist.

**Großer Hotelbrand in Amerika.** Nach einer Depesche aus Malone im Staate New York brach dort nachts im Hotel Dewilson ein Brand aus, bei dem sieben Personen ums Leben kamen und 15 Verletzungen erlitten. Die Flammen ergriffen das Treppenhaus des Hotels und versperrten 30 Gästen den Ausweg. Einige Frauen sprangen aus dem dritten Stockwerke herab und wurden verletzt.

**32 Stunden auf Posten.** Eine Geschichte, die an das Lustspiel Körners vom „Vergessenen Posten“ erinnert, ereignete sich, wie aus Petersburg gemeldet wird, im 21. Sappeurbataillon zu Shitomir. Ein Soldat dieses Bataillons hat 32 Stunden auf Posten stehen müssen und während der ganzen Zeit tadellos ausgehalten. Mednikow kam vor einigen Tagen um 1 Uhr morgens auf Posten vor dem Pulverturm, der sich ungefähr drei Kilometer von der Garnisonstadt Shitomir entfernt befindet. Die Ablösung sollte um 6 Uhr morgens erfolgen. Wie er aber auch spähte und blickte, die Ablösung lie ß sich nicht sehen. So verging der ganze Tag und die ganze Nacht bis zum frühen Morgen 9 Uhr, wo endlich die Ablösung erschien. Der Soldat war durch die Entbehrungen an Speise, Trank und Schlaf so matt geworden, daß er kaum noch die militärischen Bewegungen machen konnte. Dann brach er zusammen, und wurde auf einen Wagen, den das Garnisonskommando vorsorglich mitgesandt hatte, nach Hause gefahren, um in dem Lazarett Aufnahme zu finden. Als er sich hier erholt hatte und wieder zu Kräften gekommen war, erfuhr er erst, warum er 32 Stunden ohne Ablösung auf Posten hatte stehen müssen. Sein Vorgesetzter, der Rittmeister Dnesow, der am vorhergehenden Tage früh morgens 6 Uhr den neuen Posten, der Mednikow ablösen sollte, hätte kommandieren müssen, hatte sich in derselben Nacht, in der Mednikow auf Posten gezogen war, wegen Spielschulden erschossen. In der Aufregung, welche die Nachricht von dem Selbstmord des Rittmeisters mit sich brachte, hat man auf den Posten vergessen. Generaladjutant Iwanow trug dem Zaren den Fall vor, woraufhin der Zar den Soldaten zur Belohnung für seine Treue zum Unteroffizier ernannte und ihm ein Geschenk von 25 Rubeln überreichen ließ.

**Neue Unruhen in Mexiko.** In Mexiko sind

zwischen Huertas und Diaz' Anhängern Reibungen entstanden. Beide Parteien bilden bewaffnete Feldlager. Huerta verstärkte die Infanterie im Nationalpalast, während Diaz einen großen Teil der Artillerie auf seinem 30 Meilen von der Hauptstadt entfernten Besitztum zusammenzog. Der Kriegsminister ist im Besitz der Zitadelle, in der der Rest der Artillerie liegt.

Stiftungen zum Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers. Der Neuwieder Kreistag bewilligte anlässlich des Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms 25.000 Mark zur Bekämpfung der Tuberkulose. — Aus dem gleichen Anlaß stellte der Bergheimer Kreistag 100.000 Mark zur Förderung der Jugendpflege bereit.

Oesterreichs neue Riesengeschütze. Für Zwecke der Küstenverteidigung erprobt Oesterreich-Ungarn jetzt Mörser von 42 cm Kaliber. Wegen der großen Schußdistanz von 14 km müssen die Schießübungen auf besonders hergerichteten Schießplätzen vorgenommen werden. Rund 1 To., also gegen 1000 kg wiegt eine Granate dieses Riesengeschützes. Im Zusammenhang damit wird mitgeteilt, daß zum Transport dieser schwer beweglichen Geschütze besondere Zugwagen mit motorischer Kraft (100 Pferdestärken) benutzt werden sollen. Die Zugwagen werden mit doppelten Antriebsvorrichtungen für Vorder- und Hinterräder versehen. Dem Zugwagen beigegeben wird weiter ein von einem österreichischen Offizier der Verkehrstruppen konstruierter Steilwindwagen, der dazu bestimmt ist, die schweren Geschütze über unwegsames Terrain in die für sie vorgesehenen Stellungen zu bringen.

Abenteuer einer deutschen Dame in Rom. In unerhörter Weise, die den Blättern Anlaß zu lebhafter Entrüstung gibt, ist die jugendliche Tochter des Münchener Psychiaters Professor Kraepelin am helllichten Tage in einem der belebtesten Viertel Roms belästigt worden. Auf der Piazza San Carlo wurde die junge Dame plötzlich von einem Manne festgehalten, der sich für einen Kriminalpolizisten ausgab und Fräulein Kraepelin aufforderte ihm zu folgen. Als die Dame sich entschieden weigerte, faßte der rohe Bursche sie brutal an, um sie zu einem Wagen zu schleppen. Die Dame wehrte sich; es sammelte sich eine große Menschenmenge vor der angebliche Polizist das Mädchen einem minutiösen Verhör unterzog, wobei er wahrhaft groteske Fragen stellte. Die Dame antwortete in mangelhaftem Italienisch, so gut sie konnte, bestand aber entschieden auf ihre Weigerung, in den Wagen einzusteigen, als der Bursche das Ansinnen nach beendetem Verhör nochmals an sie stellte. Da die Menge nun gegen ihn Partei zu ergreifen begann, mußte er schließlich von seinem Opfer ablassen.

Wie ein See entstehen kann. Ein merkwürdiges Naturschauspiel wird aus dem niederrheinischen Orte Hopsten bei Rheine berichtet: Auf dem dortigen sogenannten Heiligenfelde entstand eine gewaltige Bodensenkung. Eine bewaldete Heidefläche von etwa 10 Morgen Größe sank plötzlich unter furchtbarem Getöse über fünfzehn Meter in die Tiefe. Dort unten blieben die Birken und Tannen aufrecht stehen, während sich von den Seiten eine Menge Wasserquellen in die Vertiefung ergossen und sie langsam zu einem See füllten. Gleichzeitig mit dieser Bodensenkung trat an zwei Stellen, die mehrere Kilometer entfernt sind, und zwar an hoch gelegenen Punkten Wasser aus dem Boden, das weite Flächen überschwemmte.

Woermann-Linie A.-G. Die Woermann-Linie in Hamburg, bisher eine in Form einer Kommandit-Gesellschaft arbeitende Schiffahrtslinie ist in eine

Aktiengesellschaft unter dem Namen Woermann-Linie A.-G. umgewandelt, womit die letzte große Dampfschiffsreederei, die noch in Form eines privaten Unternehmens arbeitete, ausscheidet. Das Aktienkapital wird 20 Millionen Mark betragen. Die Ausgabe von Obligationen ist nicht geplant. Von den bisherigen persönlich haftenden Gesellschaftern werden die Direktion bilden die Herren Arnold Am-sinek, Friedrich Peltzer, Otto Ritter, während die Herren Max Brock und Eduard Woermann in den Aufsichtsrat eintreten, dem außerdem die Herren Generaldirektor Ballin, Dr. Hauers (ein Schwiegersohn des verstorbenen Herrn Adolf Woermann, Bürgermeister Predöhl und Max Schinckel (Norddeutsche Bank) angehören, die auch persönlich, ebenso wie die Norddeutsche Bank an der Gesellschaft kommanditarisch beteiligt waren. Die Woermann-Linie wurde ursprünglich im Jahre 1895 als Aktiengesellschaft unter dem Namen Afrikanische Dampfschiff-A.-G. Woermann mit einem Aktienkapital von 3 Millionen Mark gegründet. Im Jahre 1896 erfolgte ihre Umwandlung in eine G. m. b. H. und im Jahre 1901 in eine Kommandit-Gesellschaft. In nähere Beziehungen zu der Hamburg-Amerika Linie trat die Woermann-Linie im Jahre 1907 durch Abschluß einer Betriebsgemeinschaft, auf Grund derer die Fahrten nach Westafrika für gemeinsame Rechnung ausgeführt werden, wobei Gewinn und Verlust nach Verhältnis der Tonnage verteilt werden. Die Hamburg-Amerika Linie erwarb damals 8 Dampfer von der Woermann-Linie. Adolf Woermann trat in diesem Zusammenhang in den Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika Linie ein. An diesen Dienst ist gegenwärtig auch die Hamburg-Bremer, Afrika-Linie beteiligt. Gemeinsam mit der Deutsch-Ostafrika Linie und der Hamburg-Amerika Linie betreibt die Gesellschaft den halbmonatlichen Reichspostdampferdienst für Passage nach Deutsch-Südwest-Afrika und gemeinsam mit der Hamburg-Amerika Linie, der Hamburg-Bremer Afrika-Linie und der Elder-Dempster and Co. einen zweimonatlichen Dienst von New York nach West- und Südafrika. Die Flotte der Woermann-Linie belief sich Ende 1912 auf 41 Dampfer mit 112111 Brutto-Reg.-Tons, worunter sich 12 kleine Kohlen- und Barrendampfer befanden. Irgendwelche Veränderung des bisherigen Geschäftsbetriebes sind mit der Umwandlung in eine A.-. nicht in Aussicht genommen.

Ein eigenartiger Fischräuber wurde dieser Tage in der Themse dingfest gemacht. Schon lange war es den Fischereibehörden dort aufgefallen, daß an den Ufern zahllose Ueberreste von getöteten Fischen angeschwemmt wurden, und die Fachleute dachten schließlich an das Vorhandensein von Fischottern. Endlich jedoch wurde das Rätsel gelöst. Der Räuber, der zwischen Richmond und Twickenham den Bewohnern der Themse nachstellte, war ein japanischer Cormoran, der aus dem zoologischen Garten in Kew entwichen war. Da der Vogel scheu war, sieht sehr selten erhob und größere Strecken unter Wasser zu schwimmen vermochte, war es schwierig, ihn genau zu beobachten. Schließlich gelang es ihm mittels eines Netzes zu fangen und lebendig nach dem Zoologischen Garten zurückzubringen.

Grundsteinlegung des deutschen Krankenhauses in Jaffa. In Gegenwart von zweihundert deutschen Pilgern und vieler in Palästina ansässigen Deutschen erfolgte in Jaffa die Grundsteinlegung des deutschen Krankenhauses. Geheimer Konsistorialrat Professor Haußleiter aus Greifswald hielt die Weihrede.

Für die Hinterbliebenen der Scott-Expedition. Wie die britische Regierung ihrer den Hinterbliebenen der verunglückten Scott-Expedition

übernommenen Verpflichtung nachkommen will, ist in einem Briefe ausgedrückt, den der Premierminister an den Lordmajor von London sandte. Lady Scott, die Witwe des Führers der Expedition, soll außer der Admiralitätspension von 4000 Mark und 500 Mark für die Erziehung ihres Sohnes, bis er das achtzehnte Lebensjahr erreicht hat, eine weitere jährliche Pension von 2000 Mark erhalten. Für die Mutter des Kapitän Scott und die beiden Schwestern ist eine gemeinsame Pension von 6000 Mark jährlich in Aussicht genommen. Die Witwe des Dr. E. A. Wilson und seine Schwägerin sollen zusammen mit 6000 Mark im Jahr bedacht werden. Die Frau des Unteroffiziers Evans soll außer der Admiralitätspension von 13,50 eine weitere staatliche Pension von 12,50 Mark die Woche und für jedes Kind einen weiteren wöchentlichen Zuschuß von 3 Mark, bis die Kinder achtzehn Jahre alt sind, erhalten. Die Regierung von Indien, in deren Dienst Leutnant Bowers stand, ehe er sich der Scott-Expedition anschloß, hat für seine Mutter und Schwestern eine Pension von jährlich 2000 Mark ausgesetzt. Zu diesen staatlichen Pensionen sollen dann noch die Zuschüsse aus dem Scott-Hilffonds kommen, der vom Lordmajor von London eröffnet wurde und auf 1 115 200 Mark angewachsen ist.

Gnadenakte Kaiser Wilhelms für die Krieger aus dem Kriege 1870. Kaiser Wilhelm hat verfügt, daß anlässlich seines 25jährigen Regierungsjubiläums 600 hilfsbedürftige Krieger aus dem Jahre 1870 Gnadengeschenke aus seiner Privatschatulle erhalten.

Eine Franziskanerniederlassung in Nürnberg? In der bereits erörterten Frage einer Franziskanerniederlassung in Nürnberg beschloß der Nürnberger Stadtmagistrat auf eine Anfrage der Staatsregierung folgende Antwort: Eine Notwendigkeit für die Errichtung einer katholischen Ordensniederlassung besteht in Nürnberg nicht. Auch ist die Stadtgemeinde durchaus abgeneigt, die bisher von Weltgeistlichen erteilte Katechese den Franziskanern zu übertragen und irgendwelche finanzielle Aufwendungen für eine solche Niederlassung zu machen.

Das 17. Zeppelinluftschiff ist in der Halle in Friedrichshafen fertiggestellt worden. Es ist ein Passagierluftschiff für die „Delag“, das im Äußeren und in der Einrichtung den Passagierluftschiffen „Hansa“ und „Viktoria Luise“ ähnelt. Das neue Fahrzeug wird den Namen „Sachsen“ tragen und bald nach seinem Standort Dresden übergeführt werden. Die „Sachsen“ ist das dritte Schiff, das die Luftschiffwerft Friedrichshafen seit Januar 1913 hergestellt hat. Die Füllung der „Sachsen“ wurde am 2. Mai vorgenommen. Am 4. und 5. Mai fand die erste Passagierfahrt nach Augsburg und zurück nach Friedrichshafen statt.

Die Schweizerische Milchwirtschaft hat ihren Export in den letzten Jahren enorm gesteigert. Seit 1904 ist der Export von Käse von 41 Millionen Frcs. auf 64,66 im Jahre 1912 gestiegen, von kondensierter Milch von 29,2 Millionen auf 47,1 und von Schokolade von 26 auf 55,23 Millionen. Dabei hat beim Käse der Ausfuhrwert bedeutend zugenommen.

Seinen hundertsten Geburtstag feierte der Holtischlermeister Fritz Fersa in Potsdam. Bereits früh morgens brachten die Kapellen des 1. Garde-Regiments zu Fuß und des Lehrinfanteriebataillons Ständchen; Deputationen und Einzelgratulationen kamen zu dem Jubilar. Der Kaiser sandte sein Bild in kostbarem Goldrahmen, ferner eine reichvergoldete Tasse mit seinem Reliefbild aus der königlichen Porzellanmanufaktur und einen gros-

sen Baumkuchen, die Kaiserin eine Vase mit einem herrlichen Strauß roter Rosen. Prinz Eitel Friedrich gratulierte persönlich und sandte später einen Korb mit Wein. Prinz August Wilhelm schickte seine Photographie mit schriftlicher Gratulation. Die Stadtverwaltung von Potsdam sandte eine Deputation unter Führung des Stadtverordneten-Vorstellers Bolle. Auch der Magistrat widmete einen Korb mit Wein und Sekt sowie ein großes Blumenarrangement. Alle diese Ehrungen nahm der Gefeierte stehend entgegen; noch bis tief in den Nachmittag hinein spazierte er, Schnurren erzählend und rauhend, in seiner Wohnung umher: ein Hundertjähriger, dem man noch manches Jährchen zusprechen möchte.

Erich Schmidt †. In Berlin ist der hervorragende Literaturhistoriker Erich Schmidt nach kurzem Krankenlager im Alter von 60 Jahren gestorben. Er war seit einigen Jahren herzkrank und litt an rasch vorschreitender Arterienverkalkung, die sich durch mehrere kleine Schlaganfälle, wie beim Rektorsantritt im Jahre 1910 und in dem selben Jahre während der Rede bei der Enthüllung des Kleist-Denkmal in Frankfurt a. O. kundgab. Nun hat ein Schlaganfall sein Leben beendet. — Erich Schmidt wurde am 20. Juni 1853 in Jena als Sohn des dortigen Zoologieprofessors Oskar Schmidt geboren; er studierte klassische und deutsche Philologie in Graz, Jena und Straßburg, habilitierte sich im Jahre 1875 in Würzburg für Literaturgeschichte, wurde 1877 a. o. Professor in Straßburg und erhielt 1880 einen Ruf als Ordinarius nach Wien. Im Jahre 1885 übernahm er die Leitung des neugegründeten Goethe-Archivs in Weimar, von wo er 1887 als o. Professor an die Berliner Universität berufen wurde, deren Rektor er im Jubiläumsjahre 1909/10 war. Schmidt hat sich fast ausschließlich mit der Erforschung und Darstellung der neueren Literaturgeschichte befaßt, besonders mit der klassischen Periode. Weitesten Kreisen ist er als Goetheforscher bekannt geworden. Auch lieferte er Beiträge zur Lessingforschung.

Eine Benzin-Explosion erfolgte auf dem neuen Riesendampfer „Imperator“, die auf den Leichtsinne eines Mannes vom Maschinenpersonal zurückzuführen ist. Der Mann hatte sich gegen 5 Uhr nachmittags in einen Raum begeben, in dem Oelfette und Benzin aufbewahrt werden, um aus einem der dortigen Benzinbehälter Benzin in sein Feuerzeug abzufüllen. Hierbei liefen einige Tropfen über, die sich entzündeten, als der Mann das Feuerzeug in Brand setzte. Das brennende Benzin tropfte in einen Haufen Putzwohle, der in Flammen aufging. Von hier aus griffen die Flammen auf einen Behälter über, der 10 Liter Benzin enthielt, und brachten diesen zur Explosion. Durch das umherspritzende brennende Benzin wurden vier Mann, die sich in der Nähe aufhielten, ziemlich schwer im Gesicht und an den Händen verbrannt. Die schwersten Brandwunden erlitt der Maschinist, der durch seine Unvorsichtigkeit das Unglück verursacht hatte. Er erlitt so schwere Verletzungen, daß er bewußtlos fortgeschafft werden mußte. Die drei anderen Leute konnten an Bord des Schiffes bleiben. Zwei von ihnen gehörten zur Besatzung des Schiffes, während der dritte bei den Bremer Atlaswerken tätig ist und nur aushilfsweise auf dem „Imperator“ beschäftigt wurde. Drei der Verletzten sind gestorben.

Admiral Togos Rangerhöhung. Der aus dem russisch-japanischen Kriege her rühmlichst bekannte Admiral Togo, welcher bis jetzt noch den Rang eines Geschwaderchefs bekleidet hatte, ist zum Oberkommandanten der gesamten japanischen Flotte ernannt worden.

## In französischen Opiumhöhlen.

Die sensationellen Nachrichten des „Matin“ über die zahlreichen Opiumhöhlen in Toulon lenken die Aufmerksamkeit darauf, welchen Umfang der Opiumgenuß in der französischen Marine erreicht hat. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß nur Seeleute Opium rauchen; im Gegenteil das Opiumlaster ist in fast allen Ständen vorhanden und wie in Toulon, findet es sich in anderen Kriegshäfen Frankreichs und noch schlimmer in Paris. In den Mittelmeershäfen ist es ein offenes Geheimnis, wo man sich den Opiumgenuß verschaffen kann: gewisse Läden hängen große Schilder heraus, auf denen zu lesen ist, daß frischer Tee angekommen sei und wer dann beim Betreten dieses Geschäfts durch das Lösungswort „aus Tonkin zurück“ — zu erkennen gibt, daß er ein Opiumraucher ist, erhält Opium nach Herzenslust.

Uebrigens erhält man nicht Opium, wenn man eins der exotischen „Assommoirs“ besucht, sondern „Confiture“, „Drogue“ oder „Chose“; wie man euphemistisch das schleichende Gift bezeichnet. Auch sind es nicht Läden allein, hinter deren Maske sich die Opiumhöhle verbirgt, sondern es gibt Opiumkneipen und auch Privathäuser oder vornehme Zirkel, die nichts weiter sind als Opiumhöhlen. Man wird am Stichwort erkannt oder durch einen regelmäßigen Besucher der Opiumhöhle eingeführt, richtet ein Eintrittsgeld von vielleicht zehn Frank und gelangt so in das Vorzimmer der schönen Wirtin — vornehme Opiumhöhlen sind meistens im Besitz von Damen, gewöhnlich Ausländerinnen — wo man auf Sofas ein paar Kunden lang ausgestreckt liegen sieht. Hier werden Zigaretten geraucht, man liest Zeitungen und trinkt Kaffee oder Sekt, Getränke, die angeblich im Vereine mit dem Opium zu besonders schönen Träumen führen sollen.

Das eigentliche Rauchzimmer ist aufs vornehmste ausgestattet. Seine Wände sind prächtig gefärbt, schwere Teppiche bedecken den Boden, kostbare Vorhänge an den Fenstern sorgen für Dämmerlicht, hübsch gekleidete Mädchen bringen den Gästen die wertvollen Rauchbestecke, die Pfeife, etwas Opium, glühende Kohlen in einem Becken und die Zange enthalten, mit der die glühenden Kohlen angefaßt werden. Die früher gekommenen Opiumraucher sind zum Teil schon im Beginne des Opiumschlafes: ihre Augen sind unnatürlich vergrößert, sie murren Unverständliches vor sich hin, ein seliges Lächeln umspielt ihren Mund, schließlich sinken sie zurück und die Opiumpfeife entfällt ihren Händen. Sogleich kommen ein paar Mädchen, bedecken das Opfer des Opiums mit einem Tuche und tragen es an Kopf und Füßen in einen besonderen Raum. Dort ist die Stätte, wo der Opiumraucher in dem ersehnten Genusse schwelgt.

„Da liegt z. B. ein Mann in den besten Jahren,“ so hat einmal ein Deutscher über eine Opiumhöhle in Brest berichtet, „die eine Hand wie zur Begrüßung von sich gestreckt, ein glückliches Lächeln geht über seine Züge. Herrliche Träume malen ihm vielleicht aus, was er in Wirklichkeit entbehrt, und leise hört man aus seinem Munde Kosenamen, die sicherlich irgendeinem weiblichen Wesen gewidmet sind. Dort liegt einer in sich gekrümmt, die Hände geballt, er hat vielleicht eben seinen Gegner besiegt und zittert noch nach ob der Aufregung. Dort wieder sehe ich einen blutjungen Menschen ausgestreckt, der Mund ist geöffnet, er scheint schon unter den Toten zu weilen, denn nicht die geringste Bewegung deutet noch Leben an.“

Leute der guten Gesellschaft, Offiziere der Marine — das sind die Kunden der vornehmen Opium-

höhlen. In denen, wo die Mannschaften und die Minderbegüterten dem Opiumlaster frönen, sieht es etwas anders aus. Ein junges Weib im schmutzigen Kimono empfängt den Gast, der etwa in Toulon eine Winkel-Opiumhöhle schlimmster Art aufsucht. Wortlos wird man in einen langen Raum geführt, in dem man auf den schmutziggelben Kokosmatten ein paar Kissen und ein paar menschliche Füße sieht. Erst wenn man sich an den schwülen Rauch und das Dämmerlicht, das die einzige Lampe verbreitet, gewöhnt hat, sieht man daß die Füße zu ein paar Opfern des Opiums gehören, die man, wenn es sich um Marinemannschaften handelt, bald an ihrer Bekleidung erkennt. Regt sich einer von den Halbberauschten, der noch nicht genug Opium geraucht hat, so kommt das Weib im Kimono, stochert mit einer Stricknadel in einer braunen Masse herum, stopft es in die Pfeife des Rauchers und führt sie ihm auch wohl selbst an den Mund, wenn er die Hand nicht mehr regen kann.

Ueber die Pariser Opiumhöhlen gibt es ein ganzes Buch (von Delphi Fabrici), das die ungeheuerlichsten, doch wohl kaum übertriebenen Dinge erzählt. Die vornehmen Opiumhöhlen haben ihre richtigen Abonnenten. Eine Dame der höchsten Gesellschaftskreise hat einen Rauchsalon errichtet, man kann durch Eingeweihte eingeführt werden und bezahlt monatlich vielleicht 500 Frank Beitrag! Es gibt auch vornehme Opiumhöhlen, in denen Damen der Gesellschaft sich dem Narkotikum hingeben, literarische Klubs, die den Opiumhöhlen zur Maske dienen. Opiumbars, wo man sich für 5 Frank an Opium berauschen kann und schließlich auch Opiumhöhlen letzten Ranges in elenden Kellerlöchern, wo Arbeiter, Händler und Angestellte sich für billiges Geld mit Opium vergiften.

## Diverse Nachrichten.

Preiskonkurrenzen vom Heiratsmarkt. Unzählige Wege führen zum Altar, und nicht selten sind diese Wege viel verschlungen und sonderbar. Mancher will auch bei der Wahl für die große Ehelotterie eine romantische Entscheidung anrufen, und so wird denn ein Wettkampf veranstaltet, bei dem die Schöne oder auch der Mann den Preis darstellt. Bei den Cowboys ist es in letzter Zeit des öfteren vorgekommen, daß sie ein Wettrennen querfeldein zu Pferde unternahmen, bei dem der glückliche Sieger die von vielen begehrte Braut errang. Eine reizende schottische Dame war vor kurzem in einen schweren Konflikt verwickelt, weil sie nicht wußte, welchen von beiden Bewerbern sie ihre Hand reichen sollte. Sie verfiel schließlich auf den Einfall, ein Wettschießen zu veranstalten: wer von den beiden am häufigsten ins Schwarze treffe, der sollte sie zum Altar führen. Von einer anderen vielumworbenen Dame der englischen Gesellschaft erzählten die Zeitungen, sie habe den Wettbewerb zwischen ihren vier Verehrern durch ein Billardtornier zum Austrag kommen lassen. Oefter ist das Schachbrett zum Kampfplatz gemacht worden, auf dem über das Schicksal einer Ehe entschieden wurde. Nicht weniger als drei solcher Fälle werden aus dem letzten Jahre berichtet. Bei diesen Ehepreiskonkurrenzen hat aber den Vogel ein reicher Neapolitaner namens Tesino abgeschossen, der seinen Namen, sein Vermögen und seine stattliche Erscheinung derjenigen Dame anbot, die seinen verwöhnten Gaumen durch die am besten zubereiteten Makkaroni ergötzen würde. Die Ankündigung erregte gewaltiges Aufsehen unter der neapolitanischen Mädchenwelt, und 120 Bewerberinnen kämpften um den

hohen Preis. Das Ergebnis war, daß nach wenigen Wochen die Siegerin von dem durch ihre Kochkunst entzückten Signor zum Altare geführt wurde; in seiner Freude über die schmackhaften Makkaroni machte er ihr ein Heiratsgeschenk von 20.000 Lire. Die sonst nur mit Geld und Zahlen beschäftigten Gemüter der Börsianer von Wall Street wurden vor wenigen Monaten in eine ganz ungewohnte zärtliche Aufwallung versetzt durch das Erscheinen einer blauäugigen, blondhaarigen, reizenden Dame, die unbefangen in den Bureaus und Wechselstuben erschien. Sie trug eine Tasche in der Hand und entnahm ihr eine Anzahl Billetts, auf denen zu lesen war: „Los für die vollständige musikalische Ausbildung von Miß Edwina. Wert 10 Dollar. Wenn diese Nummer gezogen wird, steht dem Gewinner die Hand der Dame zu.“ Die ingeniose Dame wurde alle ihre Lose los und bekam so viel Geld, daß sie sich zu einer zweiten Patti hätte ausbilden können; welches aber der Ausgang der Lotterie war, darüber schweigt die Geschichte. Eine eigenartige Verschmelzung von Geschäft und Liebe leistete sich ein großes Teegeschäft, das für seine weiblichen Reisenden folgenden Preis aussetzte: „Die junge Dame, die die besten Erfolge erringt und die meisten Kunden uns gewinnt innerhalb der Arbeitszeit von sechs Monaten erhält 10.000 Mark und außerdem das Recht, den jungen Herrn unter den Angestellten der Firma, der ihr am besten gefällt, zu heiraten. Sollte der Betreffende sich weigern, so erhält sie als Entschädigung noch 2000 Mark extra, und der junge Mann wird sofort entlassen.“ Mehr als einmal hat man über das Schicksal einer Frau Münzen entscheiden lassen, die in die Luft geworfen wurden und bei denen auf Kopf oder Schrift gewettet war. Eine dramatische Szene dieser Art spielte sich zwischen zwei Genueser Holzällern ab, die beide rasend in eine niedliche Putzmacherin verliebt waren. Eine Wette, bei der die Münze entscheiden sollte, war der letzte Ausweg, und als das schicksalsvolle Geldstück dem einen Entsaugung verkündete, da zog dieser, ein gewisser Nizza, einen Revolver, schoß sich durch den Kopf und fiel tot zu Füßen seines glücklichen Nebenbuhlers.

Das Ende der ältesten Kirchenglocke. Die älteste Glocke Preußens, vielleicht ganz Deutschlands, ist jetzt außer Betrieb gesetzt worden. Sie befindet sich in der St. Georgskirche des Mansfeldischen Dorfes Helfta. Es ist eine berühmte „Wunderglocke“, um deren Forschung sich die Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert eifrigst bemühte und deren Inschriften erst sehr spät entziffert werden konnten. Die Glocke hat einen größten Durchmesser von 1,09 m und eine Gesamthöhe von 1,30 m. Die Inschriften (Spiegelschrift) bestehen aus einem Gemisch von römischen und frühgotischen Schriftzeichen. Nach Prof. Dr. Größler lauten sie auf deutsch: „Sei begrüßt Maria du Gnadenreiche, der Herr ist mit dir. Im Jahre 1234 bin ich gestiftet worden.“, und: „Jesus von Nazareth, König der Juden. Aus so viel Zentnern bin ich 18“. Im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit schrieb man den Inschriften geheime Kraft zu; Kranke und Gebrechliche, sollten durch Berühren geheilt werden. Damals war die Glocke das Wallfahrtsziel vieler Tausende, die sogar aus Frankreich und Spanien nach Helfta pilgerten. Vor kurzem nun erhielt die Glocke einen 70 cm langen Riß. Die Reparaturen, die von den ersten deutschen Glockengießern vorgenommen wurden, erwiesen sich als unsonst, die Glocke hat ihren Ton nicht wieder erlangt. Die Gemeinde hat deshalb eine Glocke anfertigen lassen, die zu Pfingsten eingeläutet wurde. Das Schicksal der alten „Wunderglocke“ steht noch nicht fest,

doch ist anzunehmen, daß sie nicht einem Museum einverleibt, sondern in der Kirche in Helfta bleiben wird.

Feuerversicherung gratis. Ein Möbelhaus in Pittsburg hat eine wirklich interessante Offerte an seine Kundschaft gemacht. In der Annonce heißt es: „Wenn Sie bei uns einen Einkauf von 50 Dollars und darüber machen und mindestens 10 Dollars darauf bezahlt haben, werden die von uns gekauften Möbel auf die Dauer von drei Jahren gegen Feuer für Sie versichert. Eine der ersten Feuerversicherungs-Gesellschaften wird Ihnen die Police dafür ausstellen.“

Beleuchtete Briefkästen. Londons Briefkästen, die überall ihrer hellen roten Farbe und der von allen Seiten sichtbaren Plazierung wegen als nachahmenswert beschrieben werden, müssen nun bald ihren Ruhm an Kanada abtreten. Eine unternehmungslustige Firma hat, der „National-Zeitung“ zufolge, von der kanadischen Regierung die Erlaubnis zur Errichtung neuer Briefkästen erhalten und die den Namen tragen der Straße, in der sie angebracht sind. Gleichzeitig sind an ihnen Briefmarken-Automaten angebracht, der Verkauf der Marken findet während der Tages- und Nachtzeit und auch Sonntags statt. Des Nachts wird der Briefkasten durch elektrisches Licht beleuchtet. Die neuen Briefkästen werden ungefähr mannshoch sein. Unter dem doppelseitigen Schild, das den Straßennamen trägt, befinden sich kleinere Flächen, die für Reklamezwecke vermietet werden. Straßennamen und Reklamen sind des Nachts erleuchtet. Die Reklamen drehen sich in bestimmten Zeitabschnitten um sich selbst. Die Firma, die diese neuen Briefkästen in die Welt schicken will, rechnet weniger mit dem Profit, der ihr vom Briefmarkenverkauf eingeräumt wird, als mit der Einnahme für die Reklame.

## Papierschnitzel

von Tabanus.

Die Schulden schlagen niemand eine Wunde,  
Doch am Bezahlen geht man leicht zugrunde.

\* \* \*

Erst der ins Wasser gefallene Mann  
Kann zeigen, ob er schwimmen kann.

\* \* \*

So geht es in der Welt:  
Dem Stelzfuß werden Tanzschuh hingestellt!

\* \* \*

Frauen sind die Kraftmesser der Geduld.

\* \* \*

Dem Traurigen von Frohsinn schwatzen,  
Heißt auf verstimmter Geige kratzen.

\* \* \*

Ein Augenblicks-Irrtum kann das Unglück eines  
ganzen Lebens werden.

\* \* \*

Was wir hoffen — nicht immer frommt es,  
Was wir fürchten — nicht immer kommt es.

\* \* \*

Die tiefsten Gedanken sind die höchsten.

\* \* \*

Die meisten Frauen auf Erden  
Wissen, daß schöne Augen  
Auch zum Gesehenwerden,  
Nicht nur zum Sehen tangen.

\* \* \*

Gar mancher, der heute dem Netz entgangen,  
Läßt morgen sich mit der Angel fangen.

## Feuilleton.

## Die schwarze Kassetten.

Kriminal-Roman nach den Erinnerungen eines  
Geheim-Polizisten von Gaston René.

Es war ein Morgen im Februar.

In ihrem mit ausgesuchter Eleganz ausgestatteten Boudoir stand die junge Baronesse Leontine von Brefont in tiefes Nachdenken versunken an dem hohen Fenster. Ihre Augen waren etwas gerötet, als hätte sie Tränen vergossen. Auch der Blick, welcher das ganz feine Schneegestöber zu durchdringen versuchte, welches von einem schwachen Wind getrieben, durch die elegante Straße wirbelte, trug den Ausdruck eines inneren Schmerzes, und die feingeschwungenen Lippen zuckten nervös.

„Immer näher rückt die Stunde,“ murmelte die Baronesse, und ein leichtes Zittern klang durch die Stimme. „Anatol sollte doch schon hier sein! Ich weiß nicht, weshalb mich diese Unruhe nicht verlassen will! Noch gestern abend während der Vorfeier waren wir alle so überaus glücklich. Wenn ich dächte, daß ihm ein Unglück geschehen wäre?“

Die Baronesse befand sich im Brautanzuge. Soeben hatte ihre Pariser Kammerfrau die letzte Hand an die Ausschmückung ihrer jungen Herrin gelegt.

Herr von Brefont, der Vater, war als einer der reichsten Leute in diesem Viertel bekannt. Er trug zwar einen adligen Namen, fand es jedoch durchaus nicht unter seiner Würde, einige große Kalksteinbrüche in der Provinz auszubeuten, welche sein Vermögen von Jahr zu Jahr vermehrten. Brefont war frühzeitig Witwer geworden und seine Gattin hinterließ ihm nur dieses einzige Kind Leontine, welche heute neunzehn Jahre zählte.

Nachdem Herr von Brefont als Junggeselle das Leben des eleganten Paris einige Jahre zur Genüge gekostet hatte, widmete er sich ausschließlich der Erziehung seines Kindes, welches er über alles liebte. Nichts war ihm zu teuer oder zu kostbar, wenn es galt, Leontine zu schmücken oder ihre Ausbildung zu fördern. Das Debut der jungen Baronesse in der Pariser Gesellschaft fiel demnach auch glänzend aus, unsummehr, als der reiche Vater Leontine erst vor einem halben Jahre in die Gesellschaft einführte. Zu diesem Zeitpunkte war die Schönheit seiner Tochter beinahe voll entwickelt, und es konnte daher nicht auffallen, daß sich zahlreiche Verehrer um die schöne Erbin scharten. Zunächst schien es, als habe nicht ein einziger davon besondere Chancen. Leontine besaß ein heiteres, lebensfrohes Gemüt und beschäftigte sich noch keineswegs mit Gedanken an die Ehe. Sie hatte, so unerfahren sie im Grunde auch war, genügend Erzählungen vernommen, welche sich mit dem etwas anrühigen Glück einer Pariser Ehe beschäftigten.

Dem reichen Vater, der nur das Wohlergehen und Glückseligkeit Leontines im Auge hatte, war es auch darum zu tun, für seine Tochter einen Gatten zu finden, welcher alles in sich vereinigte, was den Idealen eines Mädchens entsprach. Vorläufig drängte er durchaus nicht zu einer Verbindung, denn keiner der jungen Kavaliere, welche sich gleich Trabanten an die kleinen Füße der Baronesse hingen, entsprach seinen Wünschen.

Eines Tages oder vielmehr eines Abends trat aber doch eine Wendung ein.

Bei einem glänzenden Feste, das die Vertreter und Vertreterinnen des Pariser Adels versammelt sah, lernte Leontine den Herzog von Bligny kennen. Der Herzog mochte dreißig Jahre zählen. Er

hatte weite Reisen in ferne Länder gemacht, wozu ihm sein nicht geringes Vermögen befähigte. Vor kurzem kehrte er nach Paris zurück und bildete bald den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Veranstaltungen. Man erzählte sich die abenteuerlichsten Geschichten von seinem Mute, den er zu entwickeln reichlich Gelegenheit fand, während er seine weitläufigen Reisen unternahm. Daneben war Anatol von Bligny Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Da er ein schöner Mann noch nebenbei war, so konnte es nicht fehlen, daß sich mehr als eine der Pariser Schönheiten nach einer Verbindung mit dem Herzog sehnte.

Bligny verlor vor längeren Jahren seine teuren Eltern, welche in der Tyrienne ein Schloß besaßen, und siedelte darauf nach Paris über. Er bewohnte ganz allein mit einem alten Diener eine Villa des vornehmsten Viertels, welche mit wertvollen Gemälden und sonstigen Kunstgegenständen ausgefüllt war. Befand er sich auf Reisen, so blieb der alte Diener in Paris zurück, um für seinen Herrn, welcher oft ganz unerwartet ankam, das elegante Quartier bereit zu halten.

Anatol von Bligny mochte viele Frauen kennen gelernt haben, ohne daß sein Herz gerade besonders fest sich daran hingete. War er auch durchaus kein Weiberhasser, so gelang es bis dahin keiner einzigen, ihn für ständig zu fesseln und in den Ehehaken zu zwingen.

Diesmal sollte der Herzog aber, wie es den Anschein hatte, doch von seinem Geschick ereilt werden, denn er verliebte sich in Leontine von Brefont. Als Vertreter eines alten Namens konnte er wohl einige Stufen höher gehen. Aber der Herzog handelte stets als eigener Herr und kümmerte sich um keinerlei Standesrücksichten. Er war überrascht von Leontines auffälliger Schönheit, und das junge Mädchen mußte in ihrem Wesen doch etwas für ihn haben, das ihm neu und anziehend genug erschien, sich mit der Baronesse mehr als sonst zu beschäftigen. Er ertappte sich dabei, wie er nach Beendigung dieses ersten Ballfestes beständig an Leontine dachte und sogar ihren Namen leise murmelte, als er sich in seinem prunkvoll ausgestatteten, aber einsamen Hause befand. Wenn Anatol dabei hoffte, daß er die kleine Baronesse am nächsten Tage vergessen habe, so trat diesmal das Gegenteil ein. Er empfand sogar eine gewisse Unruhe, welche ihm sonst niemals heimsuchte. Kurze Zeit darauf begegnete er abermals Leontine, und dieser Abend wurde zur Entscheidung.

Am nächsten Vormittag hielt er bei dem Baron von Brefont offiziell um die Hand seiner Tochter an.

Herr von Brefont zeigte sich zwar etwas überrascht, doch sah er als kluger Vater schon längst, wie die Dinge standen und spielte nur etwas den Unwissenden. Nach einigem Hin und Her ließ er Leontine durch den Diener rufen und stellte es ihr anheim, die Werbung des Herzogs anzunehmen.

Kaum betrat das junge Mädchen in eine überaus kleidsame Gesellschaftsrobe gehüllt, den etwas übermäßig beladenen Salon ihres Vaters, so glitt eine tiefe Röte über ihr feines Gesicht. Sie wechselte einen vielsägigen raschen Blick mit dem eleganten Werber, dessen Augen hoffnungsvoll leuchteten und blieb nun mit gesenkten Lidern stehen.

Zehn Minuten später lag sie an der Brust Anatol von Blignys, und der Vater gab seinen Segen mit gebührender Stimme, denn er glaubte wirklich seinem Kinde durch diese Verbindung das längst erstrebte große Glück gesichert zu haben. Er ahnte dabei nicht, welche Fülle von Schrecken, Schmerz und Qualen aus dieser Verlobung in nicht allzuferner Zeit für Leontine entstehen sollte.

Die Verlobung des jungen Paares wurde rasch bekannt, dafür sorgte schon Herr von Brefont, welcher von Tag zu Tag stolzer auf seinen Schwiegersohn wurde, um welchen ihn nicht wenige beneideten. Er hatte somit auch nichts dagegen, daß die Vermählung bald stattfinden konnte, und die berühmtesten Pariser Ateliers arbeiteten rastlos für die Ausstattung Leontines.

Der Baron fand es nicht für dringend notwendig, der Vergangenheit des Herzogs nachzuforschen oder sich dessen Vermögensverhältnisse bis ins kleinste detaillieren zu lassen. Für ihn genügte es vollkommen, daß der glänzende Schwiegersohn einen altadligen berühmten Namen trug, daß er Leontine liebte und von dieser wiedergeliebt wurde. Auch ohne Vermögen, ja selbst mit Schulden, welche bekanntlich die Kavalierehre durchaus nicht schädigen, wäre ihm Anatol willkommen gewesen.

Leontine schwamm in einem Meer von Seligkeit während der kurzen Brautzeit. Der Herzog hatte seine Villa für die junge Gemahlin vollkommen neu ausstatten lassen, und es war ein kleines Paradies, in welches Leontine, Herzogin von Bligny, treten sollte. Natürlich wurde auch eine größere Dienerschaft engagiert, welche jedoch erst unmittelbar am Tage der Vermählung in die Villa Blignys kommen durfte. Bis dahin leitete der Herzog mit seinem alten erprobten Diener ganz allein die Ausstattung der Innenräume.

Leontine konnte sich keinen aufmerksameren, liebenswürdigeren Bräutigam wünschen, als es Anatol war. Täglich kam er im Wagen angefahren und brachte die seltensten und teuersten Blumen, welche Paris in dieser vorgerückten Jahreszeit auf den Markt brachte.

Auch der Baron von Brefont lebte förmlich auf, seitdem man ihm um dieser projektierten Verbindung willen allenthalben beneidete, wohin er auch kam. Er hörte niemals etwas Unangenehmes, das den Herzog betraf. Jedermann war von ihm entzückt, und wenn es auch einige Kavaliere gab, welche sich mit vielsagenden Lächeln diverse Geschichten zuraunten, welche als Mittelpunkt den Lebemann Anatol von Bligny enthielten, so gelangte doch dieses Geschwätz weder zu den Ohren Leontines noch zu denen ihres Vaters. Wer sollte es übrigens einem allein dastehenden reichen und lebenslustigen Herrn im geringsten verübeln, wenn er, wie jeder andere seines Standes, eine Anzahl Liebesabenteuer hinter sich hatte.

Mitte Februar war der Tag der Vermählung festgesetzt.

Die Trauungszeremonie sollte in der Kirche Notre-dame stattfinden, und wohl ein halbes hundert Wagen hatten Befehl erhalten, die einzelnen Hochzeitsgäste, welche sämtlich dem Adel angehörten, nach dem großen Hause des Barons von Brefont zu bringen.

Die feinen Schneeflocken fielen gleich winzigen Sternchen vom Himmel. Der Morgen war trotzdem ziemlich hell, und es schien ein schöner Tag zu werden. Nachdem am Vorabend der Trauung der reiche Schwiegervater seinen Kindern ein glänzendes Fest gegeben hatte, erwartete nun Leontine von Brefont die Ankunft des Bräutigams, der sie zur Trauung abholen mußte. Bis zur Abfahrt der nach und nach ankommenden Wagen hatte man noch etwa eine Stunde Zeit, aber Anatol versprach ziemlich früh zu erscheinen. Er hatte dabei ein so glückliches Gesicht gezeigt, daß sich die schöne Braut nicht wenig wunderte, als die von Anatol bestimmte Zeit verging, ohne daß sein Wagen in den Hofraum unten einfuhr.

Der Baron, bereits vollkommen angekleidet, mit

einer Gardenie im Knopfloch und einigen Orden, welche ihm der Fürst von Monaco verlieh, als Brefont demselben einen großen Dienst leistete, lief geschäftig im ganzen Hause umher, begrüßte die bereits langsam ankommenden Gäste und zeigte sich von übergroßer Liebeshwürdigkeit. Er strahlte förmlich vor Glück und war daher nicht wenig überrascht, als er das Ankleidezimmer Leontines betrat und die Augen seines Kindes leicht gerötet fand. Die in eine überaus kostbare Robe gehüllte Braut stand am Fenster und wendete sich hastig um, als sie das Geräusch der Schritte vernahm. Es glitt wie große Enttäuschung über ihr Antlitz, als sie statt des Bräutigams ihren Vater erblickte.

Der Baron eilte auf sie zu und ergriff ihre Hände.

Mit einem Schlage war das frohe Glückslächeln aus seinem Gesicht verschwunden. Er sah voll Sorge Leontine an und stotterte ganz verwirrt:

„Mein Gott, was ist denn geschehen, Leontine? Ich erwartete Dich froh und glücklich zu sehen, statt dessen sehe ich Deine Augen von Tränen gerötet! Hat sich denn etwas ereignet, von dem ich keine Ahnung haben konnte?“

Mit einem Schluchzen, das den Baron völlig erschütterte, warf sich Leontine an die Brust des Vaters.

„Ich vergehe vor Angst um Anatol!“ flüsterte Leontine. „Seit länger als eine Viertelstunde stehe ich dort am Fenster und sehe hinaus in das Schneetreiben. Ein Wagen nach dem andern rollt in den Hofraum, aber Anatol bleibt fern. Wenn ihm doch ein Unglück zugestoßen wäre!“

Der Baron befeuerte sich sanft von der Umschlingung seines Kindes und führte die schöne Braut nach einem Stuhle. Er atmete hörbar, als müsse er sich von einem Alp befreien, der sich plötzlich auf seine Brust legte.

„Wenn es nichts weiter ist, Leontine, dann kann ich mich ja wieder beruhigen, Deine Nerven sind überreizt von dem allzugroßen Glück, das Dich erfüllt! Der Herzog könnte allerdings schon hier sein, wie er gestern versprach, aber wenn er nun fehlt, so ist das kein Grund zu Beängstigungen. Es kann ihn irgend eine Kleinigkeit abgehalten haben, denn auch ein glücklicher Bräutigam darf sich einmal verspäten.“

Herr von Brefont glaubte mit seinem eigenen Lachen auch einen Widerschein desselben auf dem Antlitz Leontines hervorzurufen. Es gelang ihm dies jedoch nicht.

Leontine schüttelte betrübt den Kopf.

„Du meinst es gewiß gut, Papa, aber ich kann mir nicht helfen, die Unruhe, welche mich vor einiger Zeit befiel, wird immer stärker! Wir sollten einen Diener nach Anatol senden!“

„Das ist ganz unmöglich, Leontine,“ entgegnete der Baron. „Was sollte Anatol davon denken. Wie kannst Du auch nur annehmen, daß ihm ein Unglück zustieß? Da sieht man wieder die übergroße Aengstlichkeit. Ein Mann, wie er, welcher sich dutzende Male mit Kannibalen herumschlug, und mehr als einmal dem Tod ins Gesicht sah, wird doch wohl allein und ohne Aufsicht den Weg von seiner Villa hierher finden, ohne daß ihm etwas passiert! Wir haben noch etwa eine halbe Stunde bis zur festgesetzten Abfahrt der Wagen. Ich wette, Anatol erscheint in den nächsten zehn Minuten. Du sollst nicht weinen, das kommt noch zeitig genug, wenn Du vor dem Altare kniest und der Priester Eure Hände ineinander legt. Versprich mir, Leontine, wieder zu lachen und diese Sorgen um Anatol zu vergessen! Da rollt schon wieder ein Wagen unten vor! Vielleicht ist es diesmal der Herzog. Wie wird er lachen, wenn

er hört, welche Angst Du seiner wegen ausgestanden hast!“

Der Baron küßte tiefgerührt die Stirne seines Kindes und trat nun selbst an das Fenster, um nach unten zu sehen. Dein Wagen, welcher unter einen großen Baldachin gefahren war, der vom Eingang an bis zur Hälfte des Hofes gespannt wurde und so den Schneefall abhielt, entstiegen wieder zwei Hochzeitsgäste. Der Herzog befand sich jedoch nicht darunter.

Brefont zuckte die Achseln, als wolle er sagen, wir müssen warten! Er wird schon kommen! Er selber glaubte felsenfest an das Eintreffen Anatols, dem wie sollte es denn anders sein?

Da ginge doch eher die ganze Welt aus ihren Fugen, als daß sich der Herzog im letzten Moment eines anderen besonnen hätte! Ueberdies war er es der unantastbaren Ehre seiner Braut schuldig, diese Verbindung durch nichts hinauszuschieben. Es konnte wirklich nur ein unangenehmer Zwischenfall sich ereignet haben, welcher den Herzog abhielt, zeitig zu erscheinen.

Mit einigen tröstenden Worten begab sich der Baron wieder in die glänzend dekorierten Räume des Parterre, in welchem sich die bereits versammelten Hochzeitsgäste leise unterhielten. Noch fiel das Fernbleiben des Bräutigams niemand auf, ja die meisten nahmen an, daß sich Bligny bereits oben bei seiner Braut befinde.

Reichgalonierte Diener boten die teuersten Erfrischungen an, als der Baron sich wiederum unter seine Gäste mischte. Verstohlen blickte er nach einer Weile auf die goldene Uhr und nun begann er unruhig zu werden. Nur noch eine kleine Viertelstunde fehlte bis zur Abfahrt der Wagen, und wenn Anatol jetzt nicht eintraf, kam man sicherlich zu spät zur Trauung.

Da fragte plötzlich einer der Gäste, ob sich der Herzog bereits eingefunden habe. Man fand es doch etwas auffallend, daß sich der Bräutigam so gar nicht blicken ließ.

Herr von Brefont mußte wohl oder übel eingestehen, daß sein zukünftiger Schwiegersohn sich jedenfalls verspätete und jeden Moment von ihm erwartet wurde.

Abermals verging eine kurze Zeit. Der Baron verließ jetzt hastig die unteren Räume und traf auf der Treppe mit der Kammerzofe Leontines zusammen. Das Gesicht des Mädchens zeigte Schrecken und Angst.

„Gnädiger Herr,“ rief sie hastig, „ich wollte gerade einen Diener mit der Bitte schicken, der gnädige Herr möge doch rasch heraufkommen, die Baronesse hat einen leichten Ohnmachtsanfall gehabt, und ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen!“

Die Röte, welche bis dahin auf Brefonts wohlgenährtem Antlitz lagerte, verschwand bei diesen Worten mit einem Schlage. Er stürmte die Treppe hinauf und betrat ebenso rasch das Boudoir Leontines. Seine Augen erblickten zunächst eine Wolke von seidnen Spitzen, über welche sich eine zweite Zofe neigte.

„Leontine, mein Kind!“ rief der erschütterte Mann und stürzte zu dem kleinen Ruhebett, auf welchem die schöne Braut lag, während die niedliche Zofe bemüht war, die erschlafte Lebensgeister des Mädchens wieder zu erwecken.

Als der Baron die Zofe zur Seite schob und vor Leontine niederkniete, schlug diese die Augen auf.

„Er ist gekommen, Papa? Nicht wahr, ich habe mich umsonst so furchbar geängstigt?“ stammelte der bleiche Mund.

Herr von Brefont wußte sich kaum mehr zu helfen. Gern hätte er eine Notlüge gebraucht, aber Leontine

war nicht in der Verfassung, ihm zu glauben. Nun zeigte sein Gesicht eine entsetzlich trostlose Miene.

Da richtete sich seine Tochter plötzlich empor und legte beide Hände auf die Schulter des Vaters.

„Er bleibt fern! Es ist ihm also doch etwas geschehen! Schickte er auch keine Botschaft?“

Der Baron konnte nur trostlos den Kopf schütteln. Dann stieß er hervor:

„Ich will nun doch einen Diener nach ihm senden! In zehn Minuten haben wir Gewißheit! Ich kann unmöglich glauben, daß sich Anatol mit Absicht fern hält, ebensowenig, daß ihm ein Unglück zustieß!“

Leontine wurde plötzlich seltsam unruhig. Sie erhob sich und schickte ihre beiden Kammerfrauen hinaus.

„Ich will nun ganz ruhig sein, Papa, und warten, bis eine bestimmte Nachricht ankommt!“ sagte sie.

Der Baron war aufgestanden und wollte das Zimmer verlassen.

„Wenn ein Diener den Wagen nimmt, so könnte er wirklich in etwa zehn Minuten schon die Villa des Herzogs erreicht haben, besonders wenn die Pferde tüchtig ausgriffen.“

In diesem Moment ließ sich von der nicht allzuweit entfernten Notredamekirche der Schlag einer Glocke vernehmen.

Leontine stieß einen leisen Ruf aus und preßte die Hände auf das Herz.

„Die Stunde unserer Vermählung,“ flüsterte sie.

Der Baron hatte bereits die Schwelle überschritten und eilte nach unten. Er kam jedoch nur bis zur Hälfte der Treppe, dann erblickte sein Auge einen Lohndiener, welcher mit der Mütze in der Hand vor ihm stand.

Ein Bedienter führte ihn bis hierher und sagte nun zu dem Baron:

„Um Vergebung, gnädiger Herr. Der Mann traf soeben ein und verlangt die Kassette, welche er bei sich trägt, in die Hände der gnädigen Baronesse zu legen.“

„Was soll dies heißen, Mann?“ fragte er ohne zu begreifen, um was es sich hier handelte. „Haben Sie irgend ein Geschenk oder dergleichen abzugeben, so kann dies hier unten geschehen!“

Der Lohndiener entgegnete devot:

„Wollen Sie gütigst entschuldigen, Herr Baron, aber ich habe den strengsten und entschiedensten Befehl erhalten, dieses Kästchen niemand anders als der gnädigen Baronesse Leontine von Brefont selbst zu übergeben.“

„Wer schickt Euch denn?“ meinte der Baron immer noch überrascht.

Der Lohndiener erwiderte:

„Ich kenne den Herrn nicht, welcher mir den Auftrag erteilte. Es war einige Schritte vom Portal der Kirche Notredame entfernt, wo ein elegant gekleideter Herr, in einen dunklen Mantel gehüllt, auf mich zutrat und mich fragte, ob ich sofort und ohne Aufenthalt diese Kassette, welche er unter dem Mantel trug, hierher bringen wollte? Da es mein Geschäft mit sich bringt, willigte ich natürlich ein und mußte nun dem unbekanntem Herrn die Zusage geben, peinlichst genau seinen Befehl auszuführen. Wenn Sie, Herr Baron, allerdings die Erlaubnis verweigern, daß ich die Kassette in die Hände der Baronesse selber lege, kann ich nichts dagegen tun.“

Ein Gedanke durchblitzte den Kopf Brefonts. Wenn etwa der Herzog selbst diese Kassette schickte? Möglich, daß dieselbe Papiere oder sonstige Geheimnisse enthielt!

Daß Anatol auch jetzt nicht zur Stelle war, mußte im hohen Grade auffallen. Man konnte immerhin

die Kasette öffnen, um zu sehen, was sie enthielt.

Nach kurzem Besinnen meinte Brefont:

„Folgt mir, Mann!“ Er schritt voran und begab sich wiederum in das Boudoir seiner Tochter, welche ihn aufrecht erwartete. Es schien, als zwingte sie Leontine mit übermenschlicher Gewalt zur Ruhe. Kaum hatte sie von dem seltsamen Auftrage, welcher den Lohndiener hierherführte, vernommen, so leuchteten ihre Augen fieberhaft.

„Wir müssen die Kasette sogleich öffnen, Papa. Ich bin schon jetzt überzeugt, daß sich in dieser die Lösung dieses rätselhaften Fernbleibens Anatols befindet.“

Auf einen Wink Brefonts wickelte der Lohndiener die nur mäßig große Kasette aus einem dunklen Tuche, in welches sie bis dahin gehüllt war. Er setzte den Kasten auf einen kleinen Tisch und sagte dabei:

„Der fremde Herr händigte mir einen kleinen Schlüssel aus, welchen ich nur nur der gnädigen Baronesse selbst übergeben darf!“

Brefont betrachtete sich die rätselhafte Kasette. Sie war etwa zwanzig Zentimeter hoch und stand auf zwei geschnitzten Füßen, welche Tigerklauen bildeten. Der Kasten schien aus Holz zu bestehen, was sich zwar nicht mit Sicherheit feststellen ließ, denn das Alter und eine Anzahl seltsamer Malereien, welche sich auf dem Deckel und an den Seiten befanden, gaben dem Gegenstand ein fremdartiges Aussehen. Eigentlich konnte man die Kasette schwarz nennen, denn die aufgelegten Malereien traten nur schwach hervor. Es schien spanische Arbeit zu sein, und der Baron erinnerte sich, bei einem Besuche der Alhambra ähnliche Zeichnungen an den Wänden jenes berühmten maurischen Bauwerkes gesehen zu haben.

Leontine ergriff den kleinen Schlüssel und betrachtete ihn einen Moment. Er brannte wie Feuer in ihren Händen. Etwas Geheimnisvolles schien sie zu warnen, das Schloß zu öffnen, aber andererseits war es beinahe unmöglich, die schwarze Kasette zurückzugeben, ohne deren Inhalt geprüft zu haben.

Der Lohndiener trat, nachdem er den Schlüssel übergeben hatte, bescheiden zurück und sagte:

„Ich habe meinen Auftrag ausgeführt und darf mich wohl entfernen, Herr Baron?“

Brefont nickte.

„Laßt Euch von meinem Hausmeister eine Extrabelohnung geben, Mann! Es wird heute ein Fest bei uns gefeiert.“

„Herzlichen Dank, Herr Baron,“ versetzte der Lohndiener und zog sich unter mehrfachen Verbeugungen zurück.

Brefont befand sich mit Leontine allein. Auch ihn beschlich ein seltsames Behagen, so oft er auf die schwarze Kasette blickte.

„Von wem mag sie kommen?“ hörte er plötzlich Leontine leise sprechen.

Er tauschte einen Blick mit ihr aus, zuckte dann aber leicht die Schultern.

„Von Anatol, ganz gewiß von ihm,“ rief hastig Leontine, und eine Blutwelle jagte über ihr Gesicht. Noch eine Sekunde, dann legte die weißgekleidete Braut ihre linke Hand auf den schwarzen Deckel des Kastens, während sie mit der rechten den Schlüssel in die kleine Oeffnung zwängte. Ein knackendes Geräusch entstand, die Kasette war geöffnet. Den zarten Oberkörper etwas vorgebeugt, schlug Leontine den Deckel zurück.

Brefont trat näher und mit seiner Tochter betrachtete er gemeinsam den Anhalt.

Zuoberst lag ein Brief, den Leontine sofort an

sich nahm. Außerdem schien sich ein verhüllter Gegenstand in dem Kasten zu befinden.

Was derselbe darstellte, ließ sich nicht ohne weiteres sagen, denn man hatte denselben mit einem schweren weißen Seidenstoffe verhüllt.

„Willst Du den Brief nicht lesen, Leontine?“ fragte ängstlich bedrückt der Baron. Es begann ihm ordentlich unheimlich zu werden diesem Rätsel gegenüber. Die Lösung war sicherlich in dem Schreiben enthalten, aber wer konnte wissen, wie sie lautete!

Es zuckte leicht um Leontines festgeschlossene Lippen. Sie sagte kein Wort, aber sie nickte zustimmend, und ihr Vater reichte ihr einen silbernen Brieföffner.

Die zitternde Hand der Braut zog ein schmales Papier hervor, welches sie entfaltete. Es waren energische starke Züge, welche sich auf dem feinen Papier abzeichneten. Mit seltsam weitgeöffneten Augen las Leontine von Brefont folgende Worte:

„Sie erwarten die Hand des Herzogs von Bligny diesen Morgen! Hier ist sie! Viel Glück zur Vermählung!“

Leontine starrte sekundenlang regungslos auf diese seltsamen Worte.

Brefont trat von Angst erfüllt an ihre Seite und fragte unruhig:

„Was teilt man Dir mit, Kind?“

Leontine streifte mit der Rechten über die Stirne und versetzte verwirrt:

„Lies selbst, Papa, ich weiß nicht, was das bedeutet! Was will man denn von mir?“

Der Baron überflog nun selber die Zeilen. Sein Gesicht, welches ohnehin schon bleich war, überzog sich mit einer Totenblässe, und er ließ vor Entsetzen das Papier fallen, dabei blickte er mit weitgeöffneten Augen nach dem schwarzen Kasten, der mitten auf dem Tische stand.

Leontine schien tatsächlich nicht zu begreifen, was diese Mitteilungen besagen konnten, denn sie rief ängstlich:

„Weshalb erschrickst Du so furchtbar, Papa? Man schreibt mir, daß ich die Hand Anatols diesen Morgen empfangen werde, aber wo ist er denn? Ich sehe ihn doch nicht?“

Der Baron wollte sprechen, aber nur undeutliche Laute kamen über seine Lippen, dabei knickte er förmlich zusammen und konnte nur auf den unheimlichen schwarzen Kasten deuten.

Leontine sah, wie ihr Vater sich auf den Stuhl fallen ließ, und von einem plötzlichen Gedanken erfüllt, welcher ihr zwar noch vollkommen unfassbar erschien, hob sie den seidenumhüllten Gegenstand aus der Kasette. Sie schlug die Hülle auseinander und fand, daß in derselben ein abernmals mit dunkler Seide umgebenes Paket lag.

Herr von Brefont erhob den Arm, als wollte er Leontine zurückhalten, aber nun riß das Mädchen auch diese letzte Umhüllung fort.

Kaum war dies getan, so fuhr Leontine mit einem Schrei zurück. Sie stand aufrecht am Tische, streckte aber wie erstarrt beide Hände mit weitgespreizten Fingern von sich, während in ihrem Antlitz sich Entsetzen und Grauen spiegelten.

Der Baron erhob sich nun doch und auch seine Augen mußten das Furchtbare erkennen.

Auf dem Tische, von den seidenen Hüllen entfernt, lag eine menschliche Hand, welche im Gelenk abgetrennt war. Es waren lange schmale und schneeweiße Finger. Auf dem mittelsten zeigte sich ein kostbarer Brillant, in dessen Flächen sich das helle Licht vom Fenster brach und ein Auffunkeln veranlaßte. Der Ring gehörte aber keinem anderen als dem Herzog von Bligny.

Das war also die Deutung jener seltsamen Worte! Leontine von Brefont wartete freilich auf die Hand des Herzogs, aber daß ihr dieselbe auf solche Art geschenkt wurde, ahnte sie nicht! Sekundenlang schien das Grauen und Entsetzen eine Erstarrung bei ihr hervorgerufen zu haben, denn zu furchtbar wirkte die Entdeckung! Auch Brefont stand am Tische mit beiden Händen sich festhaltend, ohne einen Laut von sich zu geben. Die Augen schienen ihm förmlich aus dem Kopfe zu dringen, und ob er wollte oder nicht, er mußte diese Totenhand ansehen!

„Anatols Hand!“ ertönte plötzlich die gellende Stimme Leontines. „Man hat ihn mir ermordet! Ich sehe ihn niemals wieder!“

Der Baron, durch diesen verzweifelten Aufschrei aus der eigenen Erstarrung gerissen, wollte sein Kind auffangen, aber er kam zu spät.

Wie von einem tödlichen Streich getroffen, stürzte die aus all ihren Hoffnungen gerissene schöne Braut zu Boden.

Eine Viertelstunde später lag unheimliche Ruhe über dem großen festlich geschmückten Hause des Barons.

Sämtliche Hochzeitsgäste hatten sich eilig und mit bestürzten Mienen entfernt, nachdem ihnen der tobleiche Baron Brefont mit halberstickten Worten die Mitteilung gemacht, daß seine Tochter soeben schwer erkrankt wäre und die Trauung aufgeschoben werden müsse. Dazu das Fernbleiben des Herzogs, nun, es war Grund genug zur Bestürzung vorhanden! Niemand wußte zwar, was sich eigentlich begeben habe, denn auch die Dienerschaft zeigte nur schreckensbleiche Mienen, aber man hoffte schon im Laufe des Tages das Weitere zu erfahren. Mehr oder weniger sollten die um ihr Vergnügen gebrachten Trauungsgäste aber doch enttäuscht werden.

## II.

Um zehn Uhr Vormittag sollte die Trauung des Herzogs von Bligny mit Leontine von Brefont in der Notredankirche stattfinden. Um 11 Uhr setzte sich der Chef der Pariser Sicherheitspolizei in einen geschlossenen Wagen und ließ sich nach dem Hause des Barons Brefont bringen.

Schon vorher hatten sich dorthin begeben: ein Gerichtsarzt, der Staatsanwalt und zwei Polizeikommissare. Als der Polizeichef das noch immer im Festschmuck prangende Haus des Barons betrat, fand er dort schon den Arzt und seine Amtskollegen vor. Die Diener hatten in Eile ihre glänzenden, goldgestickten Livreen abgelegt und trugen dunkle Röcke.

Der Staatsanwalt besprach sich mit wenigen Worten mit dem Polizeichef, und man wartete auf das Erscheinen des schwergeprüften Barons.

Die Nachricht von einem schweren Verbrechen war durch ihn selbst der Polizeibehörde übermittelt worden und zwar telephonisch. Man begriff zwar nicht recht, was sich hier an diesem Morgen abspielte, denn der telephonierende Baron schien sich in furchtbarer Aufregung zu befinden. Es genügte jedoch, daß er von einem Mord und einer abgehauenen Hand sprach, um sofort die Polizeibeamten auf die Beine zu bringen. Soeben erschien nun Herr von Brefont. Er schien in dieser einen Stunde um Jahre gealtert zu sein. Etwas Schlawes lag in seinen sonst so frischen Gesichtszügen, und der auf seine Toilette sonst so peinlich besorgte Baron bemerkte nicht einmal, daß ihm die weiße Kravatte zur Seite gerutscht war, während sein spärliches Haar ganz verwirrt durcheinander stand.

„Sie sehen mich in grenzenloser Bestürzung, meine Herren,“ begann er mit schwerer schleppender

Stimme. „Ich weiß noch immer nicht, wie das Grauenhafte überhaupt geschehen konnte. Ich finde keinen Zusammenhang, wie ich mir auch den Kopf zerbreche! Mitunter ist es, als müßte ich wahnsinnig werden, denn das Entsetzliche hat uns alle wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel getroffen. Noch gestern abend saß der unglückliche Herzog hier in diesen Räumen mit lachendem Gesichte zwischen uns, und ich selber habe ihn nach dem Wagen begleitet. Wie ist es überhaupt nur denkbar, daß in dieser kurzen Spanne Zeit ein solch ungeheures Verbrechen geschehen konnte?“

Der Baron sprach etwas wirr, aber man durfte ihm dies nicht verübeln. Sein Aussehen deutete wirklich auf eine schwere Katastrophe hin, welche dieses Haus ereilt haben mußte.

Mit einiger Mühe gelang es dem Staatsanwalt, aus Brefont klare Angaben herauszubringen.

Brefont schilderte, oft unterbrochen von einem schweren Aufseufzen, die Vorfälle des heutigen Morgens. Als er auf den verhängnisvollen Brief und den Inhalt der schwarzen Kasette kam, zeigte sich bei dem Gerichtsherrn das stärker werdende Interesse.

„Sie haben keine Ahnung, Herr Baron,“ versetzte der Staatsanwalt, „wer der Absender dieses schwarzen Kästchens ist?“

„Nein,“ erwiderte Brefont. „Ich nahm an, der Herzog selbst, mein zukünftiger Schwiegersohn, schicke in dem schwarzen Kasten irgend eine Enthüllung. Wenn ich auch nicht begreifen konnte, um was es sich dabei handelte, so war ich doch weit entfernt, etwas so Grauenhaftes zu vermuten!“

„Welche Nummer trug der Lohndiener, der das Kästchen überbrachte?“

„Nummer sechszwanzig,“ antwortete der Baron.

Ein Geschichtsschreiber nahm die Aussagen zu Protokoll.

„Wir wollen nun zunächst das seltsame Hochzeitsgeschenk in Augenschein nehmen,“ sagte der Staatsanwalt und fügte hinzu: „Wo befindet sich das Objekt? Haben Sie etwa die Hand und die schwarze Kasette aus dem Zimmer entfernen lassen, in welchem Sie die schreckliche Enthüllung machten?“

„Nein, Herr Staatsanwalt,“ lautete Brefonts Antwort. „Sowohl der Kasten als die — — die Hand liegen noch oben genau so, wie ich sie voller Schrecken verließ!“

Der Staatsanwalt blickte den Polizeiarzt an und die Herren folgten über die Treppe. Es wurde nichts dabei gesprochen, denn es galt hier wirklich ein grauenhaftes und geradezu sensationelles Verbrechen aufzuhellen. Im oberen Korridor angelangt, sagte der Baron schweratmend:

„Meine unglückliche Tochter liegt im Fieber und ist nicht vernehmungsfähig, was der Arzt bestätigen wird, welcher sich bei ihr befindet. Sie können sich denken, meine Herren, wie furchtbar der Inhalt dieses unheimlichen Kastens auf die Unglückliche wirkte!“

Der Staatsanwalt nickte nur schweigend. Er glaubte fürs erste von einer Vernehmung der Baroness absehen zu können.

Ein Diener öffnete die Tür zu einem Vorzimmer. An diesen Raum schloß sich das Boudoir der Baroness Leontine an. Die Eingangstür stand halb offen und die blauseidnen Portieren waren unordentlich zur Seite gestreift. Am Boden auf dem naßblauen, mit zarten Arabesken durchwebten Teppich lag ein umgestürzter Stuhl, derselbe, auf welchen Brefont voller Schrecken niedergesunken war, als seine Tochter das Kästchen öffnete.

Eine zweite Tür führte zu dem Schlafgemach Leon-

tines, welche in schwerem Fieber lag. Diese Tür war geschlossen.

„Etwas leise, wenn ich bitten darf, meine Herren!“ flehte der Baron und deutete auf den Eingang zum Schlafgemach seiner Tochter, „der Arzt ist bei ihr.“

Das Boudoir war vom hellen Licht des Tages erfüllt, so daß jeder einzelne Gegenstand scharf hervortrat. Ein feines Parfüm schwebte in der Luft, und hundert kostbare Nippes ließen erkennen, wie sehr Brefont sein Kind verwöhnt hatte. Um so entsetzlicher wirkte der unheimliche Gegenstand, welcher auf der Platte des kleinen zierlichen Mahagonitischchens lag, das in der Mitte des Raumes stand. Am Boden lag der Brief mit den verhängnisvollen Worten, daneben das Kuvert. Der Deckel des schwarzen Kästchens war auch jetzt noch geöffnet. Nur die seidenunwickelte Hand lag in ihm, sonst erwies sich der Kasten als vollkommen leer. Ein Stück weißer Seide hing halb über den Tischrand herab. Mit demselben war die Hand nach außen eingehüllt worden. Das unheimliche Hochzeitsgeschenk war außerdem noch von einem dunkelroten Seidenstoffe umhüllt, wahrscheinlich um das Blut nicht sofort erkennen zu lassen. Die Hand ruhte ausgestreckt auf der rotseidenen Unterlage. Sie war nicht etwa gekrümmt, zeigte auch keinerlei Verletzungen oder Kratzwunden, nur im Handgelenk den mit einem scharfen Instrument ausgeführten sicheren Schnitt. Die Finger waren völlig weiß und an der ganzen Handoberfläche war kein Tropfen Blut zu bemerken. Es sah aus, als liege eine feine in Wachs modellierte Hand, wie man sie so häufig in den Geschäftsläden der Friseure und dergleichen antrifft, vor der Gerichtskommission.

„Herr Baron,“ begann der Staatsanwalt nach einer sekundenlangen schweren Pause, „ist hier etwas verändert worden, während Sie das Gemach verließen? Ich bitte diesen Kasten und die Hand zu betrachten!“

Nur mühsam konnte Brefont dem Befehl nachkommen. Dann schüttelte er den Kopf. „Es wagte sich gar niemand in dieses Zimmer, nachdem es unter der Dienerschaft bekannt wurde, was die schwarze Kassetten enthielt.“

Der Staatsanwalt wendete sich an den Polizeiarzt und meinte:

„Untersuchen Sie die Hand! Es wird von größter Wichtigkeit für den Fortgang der Untersuchung sein, festzustellen, ob diese Hand einem Lebenden oder Toten abgenommen wurde.“

Während der Polizeiarzt schweigend an diese Untersuchung ging, gab der Staatsanwalt einem Kommissar mit halblauter Stimme Anweisungen.

Der Kommissar verließ den Raum. Er sollte die Dienerschaft in einem der unteren Räume zusammenrufen, bis der Staatsanwalt die Untersuchung hier oben beendet hatte.

Herr von Brefont stand mit farblosem Gesicht in der Nähe des Tisches und sah, wie der Polizeiarzt die Totenhand ruhig, als wäre sie ein höchst gleichgiltiger Gegenstand, emporhob und herumwendete. Er holte einige Instrumente aus der Tasche und ließ sich bedächtig auf den Stuhl nieder, welchen er an den Tisch rückte. Nach fünf Minuten war seine Untersuchung beendet. Er stand auf und zuckte die Schultern.

„Es tut mir leid, ein negatives Urteil abgeben zu müssen. Die Hand ist so gut wie blutleer und es läßt sich nicht feststellen, ob sie von einem Toten oder Lebenden genommen wurde. Beinahe möchte ich behaupten, der Unglückliche, welcher die Hand verlor, weilte nicht mehr unter den Lebenden, denn in diesem Falle hätten sich die Finger zusammengekrümmt, und es wäre den Verbrechern nicht leicht

geworden, derselben später eine so ruhige Lage zu geben. Einige Merkmale deuten allerdings noch darauf hin, als hätte die Hand etwas im Wasser gelegen. Besonders unter den Nägeln zeigt sich dies. Es ist aber das Anzeichen so schwach vorhanden, daß man mit Sicherheit nicht seine Schlüsse daraus ziehen kann! Der Ring sitzt etwas locker, wie ich bemerke, und zwar muß er schon vorher etwas zu groß gewesen sein, denn wenn auch die blutleeren Finger etwas dünner geworden sind, so macht dies nicht allzuviel aus.“

Der Staatsanwalt ließ die Aussage des Polizeiarztes ebenfalls protokollieren.

„Herr Baron,“ wendete er sich abermals an Brefont. „Ist Ihnen der Ring bekannt?“

„Er gehörte dem Herzog von Bligny,“ lautete die Antwort des Barons.

„Sind Sie dessen ganz sicher und ist ein Irrtum unter allen Umständen ausgeschlossen?“

„Ganz sicher — leider! Auch mein unglückliches Kind hat sofort den Ring erkannt. Wir bewunderten ihn noch gestern abend, als der Herzog unter uns saß.“

Auch dies wurde niedergeschrieben.

„Nun einige weitere Fragen. Herr Baron,“ meinte der Staatsanwalt. „Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich etwas indiskret werden muß. Allein die Schwere dieses Verbrechens entschuldigt dies wohl! Sind Ihnen die Privatverhältnisse des Herzogs genau bekannt?“

„Nur insoweit, als ich meinen zukünftigen Schwiegersohn als eine Persönlichkeit von tadellosem Rufekennen gelernt habe! Der Herzog verlor vor Jahren schon seine Eltern und siedelte sich dann in Paris an! Er hat große Reisen unternommen und kehrte erst vor kurzem nach hier zurück. Ich wüßte nicht einen einzigen Punkt, den ich zur Aufklärung dieses rätselhaften Verbrechens angeben könnte!“

Der Staatsanwalt blickte eine Sekunde nachdenklich vor sich nieder.

Dann meinte er:

„Haben Sie überhaupt schon nach der Villa des Herzogs geschickt, um anzufragen, ob derselbe wirklich verschwunden ist?“

Herr von Brefont zeigte plötzlich ein überaus verblüfftes Gesicht.

„Nun, Herr Staatsanwalt,“ stotterte er und wußte sich selber nicht zu erklären, weshalb er dies unterließ. „Ich stand gerade im Begriff, einen Diener zu schicken, als die schwarze Kassetten anlangte! In der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung vergaß ich auch das Wichtigste! Daß der Herzog aber einem Verbrechen zum Opfer fiel, beweist doch sein Fernbleiben von der Trauung und diese Hand, welche nur ihm angehören kann.“

„Das ist noch nicht absolut festgestellt!“ wendete der Staatsanwalt bedächtig ein. „Mit einem Kopfe wäre es etwas anderes, aber es mag tausend Hände in der Welt geben, die sich so ziemlich gleichen, und wenn man einen Ring an solchen Finger steckt, ist die Täuschung um so frappanter!“

„Der Herzog trennte sich niemals von diesem Ring!“ sagte Brefont kopschüttelnd. Die Worte des Staatsanwaltes blieben ohne jede Wirkung auf ihn. Er wußte, daß er den Herzog nicht mehr lebend sehen werde!

Der Staatsanwalt gab abermals einem zweiten Polizeikommissar Befehle.

Der Beamte entfernte sich ebenso wie sein Kollege und zwar fuhr er ohne Aufenthalt nach der Villa des Herzogs von Bligny.

Inzwischen setzte der Staatsanwalt im Hause Brefonts seine Untersuchungen fort. Es ließ sich jedoch wenig feststellen, und vor allen Dingen zeigte sich

Nirgends auch nur der kleinste Anhaltspunkt, der über die Art und Weise dieses Verbrechens oder die Beweggründe zu demselben Aufschluß geben könnte.

Inzwischen hatte sich auch der Hausarzt des Barons eingefunden, und der Staatsanwalt hörte aus dem Munde des alten Mediziners, daß der Zustand der jungen Baroness ein sehr gefährlicher wäre und ein Verhör vorläufig zu den Unmöglichkeiten gehöre.

Es ließ sich somit an diesem Vormittag nicht viel mehr an diesem Orte ausrichten, und nachdem der unheimliche Fund in die schwarze Kasse gepackt und das Kästchen verschlossen war, nahm es der Polizeichef unter den Arm, um es dem Kommissar unten zu übergeben.

Es stand wieder ein sensationeller Kriminalfall in Aussicht.

Die Dienerschaft war rasch verhört, denn die Leute wußten nichts anzugeben, was Aufklärung brachte. Der junge Herzog verkehrte zwar eine längere Zeit im Hause, allein er kam mit der Dienerschaft nur wenig in Berührung. Sie wußten alle zu beständigen, daß der zukünftige Schwiegersohn des Barons mit großer Liebe an seiner Braut hing und daß sich niemals das geringste Zerwürfnis bemerkbar machte.

„Wir wollen ohne Aufenthalt nach der Villa des Herzogs von Bligny uns begeben,“ entschied der Staatsanwalt.

Herr von Brefont bat sich anschließen zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Er ließ seine Wagen vorfahren und nahm mit dem Staatsanwalt und dem Polizeichef in demselben Platz, während die übrigen Herren den zweiten Wagen benutzten.

In der Villa des Herzogs herrschte um diese Stunde nicht weniger Bestürzung als bei dem Baron Brefont. Erst der vor kurzem eingetroffene Polizeikommissar hatte diese Verwirrung verursacht. Bis dahin erwartete der alte Diener François noch immer das junge Paar, welches auf der Rückfahrt von Notre-dame der festlich geschmückten Villa einen kurzen Besuch mit den Hochzeitsgästen abstatten wollte, worauf man nach dem Hause Brefonts weiterfuhr, wo das große Festmahl stattfand. Die Trauung schien überaus lange zu währen, wie sich François sagte.

Ein Teil der neu engagierten Dienerschaft war bereits eingetroffen, und der Alte hatte alle Hände voll zu tun, um den Neulingen ihre Obliegenheiten befreiflich zu machen.

Plötzlich ertönte die Glocke im Toreingang des Parkes.

François eilte selbst hinaus, um zu öffnen, denn er wollte mit seinen weißen Haaren als der erste das junge Paar begrüßen. Er war jedoch nicht wenig überrascht, als seine Augen auf der Straße einen einzelnen geschlossenen Wagen bemerkten, welchem ein Polizeibeamter entstieg, der auch die Glocke zog.

Was sollte dies bedeuten?

Nun begann sich eine gewisse Unruhe bei François einzustellen, als er den Beamten nach seinem Begehrt fragte.

„Öffnen Sie,“ lautete die Antwort. „Ich komme im amtlichen Auftrage und muß Ihren Herrn, den Herzog von Bligny sprechen!“

„Sie kommen sehr ungelegen, Herr Kommissar,“ versetzte François betroffen. „Mein Herr ist zur Trauung gefahren, und ich erwarte selber jeden Augenblick seine Rückkehr.“

„Der Herzog ist also nicht anwesend?“

„Nein, wie ich Ihnen schon sagte!“

„Dann muß ich trotzdem auf meinem Wunsch beharren, mich in das Haus treten zu lassen!“

François öffnete nunmehr beunruhigt, denn der sonderbare Ton des Beamten gab ihm zu denken.

„Wollen Sie auf den Herrn Herzog wirklich warten?“ fragte er, während er mit dem Kommissar nach dem Hause schritt.

„Weniger auf ihn, als auf den Staatsanwalt,“ lautete die kurze Erwiderung.

François öffnete die Augen erschreckend weit und blickte den Kommissar von der Seite an. Nach einer Weile sagte er mit hastiger Stimme:

„Ist etwas geschehen, Herr Kommissar, irgend ein Unglück, in welches mein junger Herr verwickelt wurde? Lassen Sie mich nicht länger in dieser Angst!“

Der Kommissar richtete nach der Art dieser Leute einen prüfenden Blick auf den alten Mann und meinte ebenso kalt wie vorhin:

„Es scheint wirklich, als ob sich ein Verbrechen ereignete, welchem der Herr Herzog zum Opfer fiel. Seien Sie ruhig, Mann, ich kann Ihnen noch nichts Genaueres mitteilen und muß unter allen Umständen die Ankunft des Staatsanwaltes abwarten, welcher bald eintreffen wird! Inzwischen darf niemand, wer es auch sei, das Haus verlassen, Sie sorgen vielleicht dafür, so daß ich keine besonderen Maßregeln ergreifen muß.“

Dem alten François war der Schreck in die Knie gefahren. Er wußte kaum mehr, wie er dem Kommissar ins Haus folgte. Die neugierige Dienerschaft drängte sich hinzu, wurde aber von dem Kommissar sofort energisch hinausgewiesen.

Der Parkeingang war von François wieder geschlossen worden.

Nach etwa einer halben Stunde ertönte von neuem die Torglocke und die Gerichtskommission trat ein.

Der Baron Brefont befand sich unter derselben und mit wenigen Worten klärte er den alten treuen Diener des Herzogs über die schrecklichen Vorgänge auf. Seltsamerweise zeigte François weit mehr Fassung, als man erwartet hatte. Er murmelte unverständliche Worte, ballte wohl auch die Faust, während einige schwere Tränen über seine bleichen Wangen rollten, aber er vermochte dennoch klare und treffende Antworten auf die Fragen des Staatsanwalts zu geben.

Dieser nahm in der Villa womöglich noch genauere Untersuchung vor, als im Hause Brefonts. Mit der neuengagierten Dienerschaft war nichts anzufangen. Die Leute wußten nicht das geringste über die Person des Herzogs, ebensowenig über die Vorfälle am vergangenen Tage oder am heutigen Morgen. Sie waren gegen neun Uhr eingetroffen, wurden von François im Empfang genommen und hatten zunächst sich in der großen Küche des Parterre aufzuhalten, inzwischen war Anatol von Bligny in seinem Wagen abgefahren.

Der Staatsanwalt konnte sogleich feststellen, daß der Herzog wirklich verschwand. Es galt nun den Zeitpunkt seiner Abfahrt und die Begebenheiten unmittelbar vor derselben zu beleuchten.

Nur François konnte darüber Auskunft geben.

„Wie spät war es, als Sie für den Herzog den Wagen vorfahren ließen?“ fragte der Staatsanwalt.

„Punkt ein halb 10 Uhr,“ lautete die Antwort des Dieners.

„Mein Herr hatte auf das sorgfältigste Toilette gemacht und verspätete sich darüber etwas, wie er mit Bedauern mir gegenüber äußerte. Er wollte dafür um so schneller fahren, so daß er längstens 10 Minuten nach ein halb 10 Uhr im Hause seiner Braut sein konnte.“

„Wer saß als Kutseher auf dem Wagen?“

François erwiderte:

„Leider mußte ich dazu einen der neuengagierten

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

## Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF  
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

680 BM  
für Alpaca

Leute nehmen, die erst am Morgen eintrafen. Unser alter, langjähriger Kutscher erkrankte in der Nacht plötzlich, und so unangenehm es auch war, es half nichts, wenn der Herzog nicht einen Lohnkutscher nehmen wollte, mußte er die Pferde schon dem Neuling anvertrauen. Der junge Mann besaß übrigens großartige Zeugnisse, ehe ihn der Herr Herzog engagierte, und sah diesen Morgen überaus elegant und stattlich aus, als er davonfuhr!

„Wie nannte sich der Mann?“

„John Franklin, Herr Staatsanwalt!“

„Wissen Sie nichts Näheres über den jungen Kutscher, wo derselbe bis jetzt in Stellung war, ob er Angehörige oder dergleichen hat?“

„Nicht, Herr Staatsanwalt! Der Herzog prüfte die Papiere des Mannes ebenso, wie jene der übrigen und schloß dieselben in ein Fach des Schreibtisches.“

Der Staatsanwalt nickte.

„Wir werden diesen Schreibtisch ohnedies durchsuchen müssen.“

Ohne sich an das Erschrecken des alten Dieners noch zu kehren, fuhr er fort:

„Können Sie uns sagen, ob irgend etwas diesen Morgen oder in gestriger Nacht vorgefallen ist, das von Bedeutung für den Gang der Untersuchung werden könnte?“

François sann eine Weile nach. Er war sich dem

Anscheine nach nicht recht klar, ab er mit der Sprache herausrücken sollte oder nicht.

Der Staatsanwalt bemerkte unschwer die Unruhe in dem Gesicht des alten Dieners.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie nichts und wenn es auch das geringste Vorkommnis ist, verschweigen dürfen, welches uns auf die Spur des Verbrechens bringen kann. Befand sich der Herr Herzog etwa in einer Unruhe oder erschien er Ihnen nervös aufgeregt?“

François meinte:

„Das war allerdings der Fall, Herr Staatsanwalt, aber man darf es wohl kaum so genau nehmen. Der Herr Herzog stand unmittelbar vor einem entscheidenden Schritt, vor der Trauung mit der Baroness von Brefout. Ich fand es daher nicht allzu auffällig, daß etwas Hastiges und Unruhiges in dem Wesen meines Herrn sich bemerkbar machte.“

„Wann haben Sie diese Unruhe beobachtet?“

Der Diener mußte einräumen, daß das erst am heutigen Morgen geschehen war, während er dem Herzog bei der Toilette beistand.

„Schildern Sie uns nun ganz genau, was sich seit dem verflommenen Abend bis zu der Abfahrt des Herzogs ereignete,“ befahl der Staatsanwalt.

François tat dies mit ruhiger Stimme. Er wußte wohl, daß der Polizei gegenüber keinerlei Klagen und Jammern angebracht war.

„Der Herzog kam etwa nach zwölf Uhr von der Vorfeier seiner Trauung im Wagen zurück. Ich hatte ihn erwartet und half ihm beim Aussteigen. Diese Fahrt machte noch unser alter Kutscher, der gerade in der Nacht erkrankte.“

„Einen Augenblick,“ fiel der Staatsanwalt ein.

„Wo liegt der Kranke?“

„In einem Nebengebäude, Herr Staatsanwalt. Vor einer halben Stunde war der Doktor bei ihm und verschrieb ihm etwas. Es handelt sich nur um eine starke Erkältung des alten Mannes, der sich aber sehr schonen muß!“

„Wir werden dem Kutscher nachher einen Besuch abstatten, um zu untersuchen, ob seine Krankheit wirklich so schlimm ist, daß er die verhängnisvolle Fahrt an diesem Morgen nicht machen konnte!“

François wollte etwas erwidern, er schwieg aber nach kurzem Besinnen. Allem Anschein nach glaubte der Staatsanwalt den alten Kutscher mit dem Verschwinden des Herzogs in Verbindung bringen zu können.

François war jedoch überzeugt, daß die plötzliche Krankheit des alten Mannes keineswegs eine Vorspiegelung war. Nach einigen weiteren Fragen ließ sich der Staatsanwalt nach dem sogenannten Arbeitszimmer des Herzogs führen.

Der Chef der Sicherheitspolizei folgte ihm auf dem Fuße, ebenso der Protokollführer.

Der Staatsanwalt blickte sich mit scharfen Augen in dem hochelegant ausgestatteten Raume um. Die Vorhänge waren noch heruntergelassen, und François erklärte auf die Frage des Staatsanwaltes, daß dies am vergangenen Abend geschah. In dem Trubel der Geschäfte hatte er diesen Morgen noch nicht die Zeit gefunden, das Arbeitszimmer zu betreten, was auch nicht dringend notwendig war, da der junge Herzog an diesem Tage sicher nicht hierher kam.

„Machen Sie etwas Licht,“ befahl in seiner kurzen Weise der Staatsanwalt.

Nachdem dies geschehen, musterte er den vornehmen Schreibtisch des Herzogs. Es herrschte auf demselben peinliche Ordnung, ein Beweis, daß sich der Pariser Lebeamte nicht gerade mit wissenschaftlichen Arbeiten abgab. Die Fächer des Schreibtisches bewiesen sich als versperrt. Der Staatsanwalt wendete sich plötzlich um und fragte den alten Diener:

„Ist Ihnen vielleicht bekannt, daß Ihr Herr gestern abend oder vielleicht am vorhergegangenen Nachmittag ein Billet, einen Besuch oder dergleichen erhielt?“

François zögerte abermals eine Sekunde lang, um dann zu erwidern:

„Als der Herzog sich bereits nach dem Hause des Herrn Baron von Brefont zur Vorfeier seiner Vermählung begeben hatte, traf allerdings ein kleines Billet hier ein. Ich legte dasselbe auf das Nachttischchen meines Herrn, damit es der Herr Herzog vor dem Schlafengehen noch lesen konnte.“

In der Miene des Staatsanwaltes zeigte sich bei Erwähnung dieses Billets sofort gespannteste Aufmerksamkeit. Der Kriminalist glaubte die ersten Fäden des Verbrechens entdeckt zu haben.

„Haben Sie eine Ahnung, von wem das Billet kam?“

„Nein, Herr Staatsanwalt,“ lautete die Antwort. „Es wurde durch einen Lohndiener gebracht, der es in üblicher Weise zur Bestellung erhielt.“

„Von wem?“

„Der Mann konnte dies nicht angeben, da der kleine Brief einfach in den ausgehängten Kasten seiner Gesellschaft geworfen wurde und zwar mit der Bemerkung:

„Sofort zu bestellen!“

Der Staatsanwalt faßte den alten Diener noch schärfer ins Auge.

François schien jedoch die Wahrheit zu sprechen. Er wußte nichts von dem Absender dieses Briefes.

„Erzählen Sie nun, was sich ereignete, als der Herr Herzog um die angegebene Nachtstunde hierher zurückkehrte!“ befahl er François.

Dieser sagte in ruhiger Weise, daß sein Herr äußerst gut gelaunt zurückgekehrt wäre und sich sofort nach seinem Schlafgemache begab. Er ließ sich dort von François auskleiden und erblickte bei dieser Gelegenheit das kleine Billet, welches von dem alten Diener beinahe vergessen wurde.

„Der Herr Herzog,“ fuhr François fort, „stutzte einen Moment, wie ich deutlich bemerkte, dann fragte er, woher dieser Brief käme. Als ich ihm die nötige Anklärung gegeben hatte, schickte er mich fort und erbrach gleichzeitig das Schreiben. Weiter kann ich nichts angeben.“

Der Staatsanwalt schien ärgerlich zu sein.

„Sie sahen also nicht, ob der Herr Herzog zusammenschreckte oder beim Lesen des Briefes sich auffällig benahm?“

„Nein, Herr Staatsanwalt! Ich verließ, wie erwähnt, das Zimmer und ging zur Ruhe, wie mir mein Herr befohlen hatte!“

François zuckte bedauernd die Schultern.

„Ich habe nichts davon gesehen, als ich am frühen Morgen den Herrn Herzog bei der Toilette half, auch nichts, als ich ihm das Frühstück brachte! Meine Ansicht geht dahin, daß mein Herr Ursache hatte, das Billet noch in der Nacht zu vernichten!“

Der Staatsanwalt biß sich ärgerlich auf die Lippen.

Dann entgegnete er schroff:

„Ich möchte dennoch das Schlafgemach einer eingehenden Durchsuehung unterziehen!“

Sofort begab man sich dorthin.

Der betreffende Raum zeigte ebensoviel Luxus wie die übrigen Zimmer der herzoglichen Villa. Der Boden war überdies mit kostbaren Fellen und Teppichen belegt, das breite Bett war im Stil Ludwig XIV. gehalten und wurde von einem breiten schwerseidenen Baldachin überragt.

François hatte die Kissen bereits wieder in Ordnung gebracht und mußte nun das Tischchen bezeichnen, auf welches er das kleine Billet legte.

Der Staatsanwalt gab Befehl, den ganzen Raum zu durchsuchen. Selbst die Teppiche wurden aufgehoben. Es fand sich jedoch weder das Kuvert noch der Brief. Im Kamin lag wohl ein kleiner Rest Asche, aber es ließ sich nicht mehr feststellen, ob der Herzog hier vielleicht das ominöse Billet verbrannt hatte.

Vorläufig schien für den Staatsanwalt keine Aussicht mehr vorhanden zu sein, einen Rest des Briefes zu finden. Er ging wieder zurück in das Arbeitszimmer und einer der Polizeikommissare mußte mit einem Bund mitgebrachter Dietriche die versperren Fächer des Schreibtisches öffnen.

François stand mit finsterner Miene dabei, denn er hielt dieses Vorgehen des Staatsanwaltes für eine Unverschämtheit. Daß er jedoch gegen die Behörde nichts ausrichten konnte, wußte er. Der Staatsanwalt durchstöberte mit kundiger Hand die einzelnen Papiere. Er stieß auf eine schmale Mappe, welche die Zeugnisse und sonstigen Papiere der neugewagierten Dienerschaft enthielt. Nach kurzem Suchen hatte er die Papiere des jungen Kutschers John Franklin gefunden.

Der Kutscher mußte wirklich eine Perle seines Standes sein, so vorzüglich lauteten die Zeugnisse

und es war kein Wunder zu nennen, wenn daraufhin ihm der Herzog anstellte.

Plötzlich zog der Staatsanwalt eine Lupe aus der Tasche und beugte sich tiefer über den Schreibtisch.

„Diese Zeugnisse des Kutschers John Franklin sind ohne Ausnahme gefälscht!“ sagte er. „Wir haben nun wenigstens den Beweis, daß dieser Bursche mit verbrecherischen Absichten umging. Was ich noch fragen wollte? Wo ist der Wagen mit den Pferden geblieben?“

François blickte betroffen auf.

„Ich habe weder von John noch von unserem Wagen und den beiden Pferden bis jetzt etwas gesehen. Ich nehme aber an, sie werden zurückkommen! Es kann dem Herrn Herzog möglicherweise während der Fahrt ein Unfall zugestoßen sein und er fand noch nicht die Gelegenheit, Nachricht hierher gelangen zu lassen.“

Der Staatsanwalt erwiderte nichts auf diese Worte.

Er war ganz anderer Meinung. Nachdem auch noch die übrigen Räume einer Durchsichtung unterzogen wurden, verließ die Gerichtskommission die Villa wiederum, nicht ohne vorher die wichtigsten Räume unter Siegel gelegt zu haben.

Auf eine scharfe Frage des Staatsanwaltes, welche er an den alten Diener François richtete, ob er über den Verkehr des Herzogs von Bligny mit etwaigen Lebedarnen von Paris Auskunft geben könne, erklärte der alte Diener entschieden, daß seit des Herzogs Rückkehr nach Paris von demselben keinerlei Verkehr dieser Art unterhalten wurde. Hier ließ sich also nicht anknüpfen.

Der Staatsanwalt mußte die weiteren Ergebnisse der Untersuchung abwarten.

François blieb als Vertrauter des verschwundenen Herzogs in der Villa zurück, um dort Ordnung zu halten.

Als die Gerichtskommission verschwunden war, sank der alte Mann ächzend auf einen Stuhl.

„Mein armer junger Herr!“ stammelte er mit zuckenden Lippen. „Und dieser Schuft von John! Wenn er uns wirklich derart betrogen hätte — —“

Der Marquis von Brefont fuhr auf das tiefste erschüttert nach dem Polizeipalast und erklärte dort, daß er eine Belohnung von dreißigtausend Franks aussetze für Auffindung des verschwundenen Herzogs, einerlei, ob derselbe noch am Leben sei oder einem Verbrecher zum Opfer gefallen war. Dann kehrte der schwerbetroffene Mann zu seinem Kinde zurück, das in wildem Fieber lag.

### III.

Das Glockensignal im Bureau des Pariser Sicherheitschefs ertönte. Ein auswärtiges Polizeibureau meldete sich, und nach kurzer Verständigung mit einem Unterbeamten, begab sich der Polizeichef selbst an den Apparat. Es wartete seiner eine kleine Ueberraschung. Das Polizeibureau XIII meldete die Auffindung einer Leiche, welche man soeben aus dem Seinekanal gefischt hatte. Die begleitenden Umstände waren interessant genug. Der Tote war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und es fehlte ihm — — — die rechte Hand, welche durch einen scharfen Schnitt abgetrennt wurde, oder möglicherweise unter die Schaufelräder eines Schiffes geraten war. Auf diesen letzteren Gegenstand deutete auch die starke Verstümmelung des Gesichtes, wie überhaupt des ganzen Kopfes hin.

Der Tote schien den ersten Gesellschaftskreisen anzugehören, denn er trug einen eleganten Frackanzug, in dessen Aufschlag noch eine Gardenie steckte. Unter derselben erglänzten mehrere kleine Miniaturorden.

In der Lunetasche der Leiche hatte sich zudem eine Briefftasche gefunden, welche obwohl stark vom Wasser mitgenommen, unzweifelhaft die Identität des Toten bewies. Die Papiere lauteten auf den Herzog von Bligny.

Nachdem der Polizeichef die in solchem Falle nötigen Anweisungen gegeben hatte, klingelte er ab und machte ohne Verzug dem Staatsanwalt die überraschende Mitteilung.

Seit dem Verschwinden des Herzogs war ein voller Tag vergangen.

Man hatte nun wieder zehn Uhr vormittags.

Im Laufe des verflossenen Tages wurde ein herrenloses Gefährt in einer entfernten Vorstadt von Polizisten angehalten, das sich als Eigentum des Herzogs von Bligny erwies. Die Pferde schienen sehr abgehetzt zu sein. Von dem Kutscher John zeigte sich jedoch keine Spur. Das Innere des Wagens wies weder Blutflecken noch sonst verdächtige Zeichen auf. Auch fand sich weder ein Kleidungsstück, irgend ein Papier oder dergleichen vor, welches in diese dunkle Sache einiges Licht bringen konnte.

Der Staatsanwalt hatte sich dieser mysteriösen Angelegenheit angenommen. Er hoffte selbst nicht den Herzog noch unter den Lebenden zu finden, erwartete jedoch jede Viertelstunde aufklärende Mitteilungen, in welchen Kreisen er die Verbrecher suchen mußte. Nach seiner Ansicht spielte eine Liebesgeschichte mit; vielleicht handelte es sich um ein verlassenes Weib, das durch ihre Freunde Rache an dem Herzog nahm. Darauf deutete der Umstand ganz besonders hin, daß der Herzog unmittelbar vor seiner Vermählung beseitigt wurde. Vorläufig hoffte der Staatsanwalt aber vergeblich auf Gerüchte, die ihm eine bestimmte Spur zeigten. Er besprach sich mit dem Sicherheitschef, und dieser drückte abermals auf einen elektrischen Knopf.

„Holen Sie das „Glasauge“!“ befahl er dem eintretenden Unterbeamten. „Wir werden ohne diesen Mann nicht gut auskommen,“ wendete er sich an den Staatsanwalt.

Dieser nickte nur und machte sich einige Notizen.

Inzwischen erschien eine neue Person in dem Amtszimmer des Polizeichefs. Es war ein Mann von etwa 30 Jahren, mit einem überaus harmlosen, gutmütigen Gesichte. Wer Herrn Bernard nicht näher kennen gelernt hatte, mußte ihn für einen Provinzler halten, der nicht viel Wasser trübte. In dieser Annahme täuschte man sich jedoch ganz gewaltig, denn Herr Bernard, welcher den Spitznamen „das Glasauge“ unter seinen Kollegen und in Verbrecherkreisen trug, war einer der gefährlichsten Detektivs der Pariser Geheimpolizei. Er verstand es in vorzüglicher Weise, sein Äußeres zu verändern, so daß ihn selbst seine Bekannten nicht wieder erkannten, wenn er eine Verkleidung trug. Diesmal stand Bernard, welcher sich, wenn er nicht gerade eine Spur verfolgte, im Polizeigebäude beschäftigte, in einfachem, dunklen Anzuge vor seinem Chef.

„Es gibt wieder etwas zu tun, Bernard,“ sagte dieser mit einem vielsagenden Lächeln. „Etwas Großes!“

Der Detektiv nickte nur leicht.

„Es handelt sich gewiß um den verschwundenen Herzog von Bligny“, sagte er halblaut. Nicht eine Muskel bewegte sich dabei in seinem harmlosen Gesicht. Selbst die Augen, welche in Momenten der Gefahr oder wenn der Detektiv eine scharfe Spur entdeckt hatte, unheimlich funkelten, blickten ganz unschuldig den Polizeichef an.

„Um den Herzog von Bligny,“ bestätigte der Staatsanwalt. „Soeben meldete Bureau 13, daß die

Leiche des Herzogs aus der Seine gezogen wurde. Wir wollen augenblicklich an Ort und Stelle eilen. Sie begleiten mich wohl, Herr Bernard? Wenn auch wirklich der Tote gefunden wurde, so wissen wir doch nicht das Geringste über die Persönlichkeit des Mörders!“

Das „Glasauge“ machte nur wenige Worte, und zehn Minuten später rollte ein Wagen durch das Portal des Polizeipalastes. Man hatte ziemlich lange zu fahren, bis das Bureau 13 erreicht wurde. Der diensthabende Polizeileutnant erstattete seinem Chef kurzen Bericht, indem er an den geöffneten Wagenschlag trat. Dann nahm er auf Anweisung des Polizeichefs neben dem Kutscher Platz und gab diesem die Richtung nach dem Häuschen an, in welches man die aufgefundene Leiche gelegt hatte. Dieses Haus stand unweit des Seineufers, an einer noch unbebauten Stelle. Es diente den Schiffern zur Unterbringung alter Kähne und dergleichen, wies jedoch eine praktikable Tür auf, welche in diesem Augenblick von einem Polizisten bewacht wurde. Der Mann salutierte, als seine Vorgesetzten dem Wagen entstiegen und öffnete dann die Tür.

Es war ein trauriger, öder Raum, in welchem man die aufgefundene Leiche des Herzogs von Bligny gelegt hatte, der noch bis vor kurzem sich mit ausgesuchter Eleganz umgab. Augenscheinlich räumte man in Hast einige Bretter und zerfallene Kähne auf die Seite, um Platz zu schaffen. Die Leiche ruhte auf einem breiten Brett, das die Arbeiter nach dem Seineufer trugen, als ein Schiffer mit seinem Haken den Toten aus Land zog. Die sofort benachrichtigte Polizei ordnete dann das Weitere an.

Der Staatsanwalt betrachtete sich den furchtbar verstümmelten Toten mit kalten Blicken. Für ihn war derselbe in diesem Augenblick lediglich Objekt.

Der Polizeiarzt hatte sich kurz vor dem Verlassen des Justizpalastes der Kommission angeschlossen und setzte bedächtig seine goldene Brille auf.

„Öffnen Sie den Laden dort, damit wir Licht erhalten,“ befahl der Staatsanwalt.

Der Polizist entfernte die paar Bretter und es wurde hell in dem Raum.

Auf den ersten Blick sah jeder der Anwesenden, daß es sich um eine stundenlang im Wasser gelegene Leiche handelte.

Der schwarze, in überraschender Ordnung befindliche Ballanzug war völlig durchnäßt. Ein Raubmord lag jedoch nicht vor, denn die schwere goldene Kette erglänzte noch über der dunklen Weste. Auch die mit Brillanten besetzte Uhr steckte in der Tasche, war jedoch stehen geblieben.

Der Staatsanwalt ließ den Deckel aufspringen und sagte:

„Die Uhr ist Punkt zehn stehen geblieben. Um diese Zeit wurde der Körper also in die Seine geworfen. Es war dies ein sehr wichtiges Moment. Neben der Leiche auf dem Boden lag die durchnäßte elegante Briefftasche, welche außen unter einer Krone die Initialen des Herzogs trug. —

Der Staatsanwalt musterte die zum Teil freiliegenden Papiere, fand jedoch sonderlich Wichtiges nicht darunter. Das wertvollste Schriftstück war die Geburtsurkunde des Herzogs, welche er wahrscheinlich dem Standesbeamten vorzeigen wollte. Nachdem die einzelnen Stücke notiert waren, ließ der Staatsanwalt die Tasche mit dem gesamten Inhalt zusammenpacken und übergab sie einem Polizeikommissar.

Nun ging der Arzt an die Untersuchung der Leiche. Die linke Hand lag ausgestreckt am Boden, sie zeigte einige wertvolle Ringe, aber keinerlei Verletzungen. Die Finger waren weich und keineswegs hart von etwaiger Arbeit; die rechte dagegen war überm Handgelenk verstümmelt.

Mit einem scharfen Schnitt war das Handgelenk abgetrennt und die Hand zu irgend welchem Zwecke entfernt.

„Wir werden Gelegenheit haben, den unheimlichen Fund im Hause des Barons von Brefont mit diesem verstümmelten Stumpfe zu vergleichen!“ sagte der Staatsanwalt ruhig.

Der Körper des Toten zeigte weder an den Füßen noch an der Brust bis zum Halse weitere Verletzungen.

Sogar das feine Batisthemd, in welchem ein überaus wertvoller Diamant steckte, war lediglich vom Wasser durchweicht. Dagegen war der Kopf vollständig verstümmelt. Entweder geschah dies durch schwere Schläge, welche die Züge des Toten nicht mehr erkennen ließen, oder die treibende Leiche geriet unter die Schaufelräder eines Schiffes.

Der Polizeiarzt mußte seine Untersuchung beenden. Es ließ sich absolut nichts Bestimmtes feststellen, aber niemand zweifelte, daß man nur den Herzog von Bligny und sonst niemand anders in dem Toten vor sich hatte. Zu allem Ueberflusse sollte noch diesen Vormittag der Diener des Herzogs, der alte François vor die Leiche geführt werden, um jedes Stück des Anzuges sich anzusehen. Der Staatsanwalt gab Befehl, den Toten nach dem Pariser Schauhanse zu bringen, wie dies in solchem Falle immer geschieht. Dann kehrte die Gerichtskommission nach dem Justizgebäude zurück.

Eine Stunde später wurde François nach der Morgue gerufen.

Kaum hatte er einen Blick auf den schrecklich verstümmelten Leichnam getan, so stürzte er mit einem jammernden Schrei auf die Kniee.

„Es ist mein armer, unglücklicher Herr!“ rief er.

Der begleitende Polizeikommissar hatte alle Mühe, den Alten zu beruhigen; er mußte François ersuchen, sich trotzdem jedes einzelne Stück der Garderobe des Toten anzusehen, aber wohin er auch blickte, sei es auf die kleinen Manschettenknöpfe, auf die Uhr oder den im Hemd steckenden Diamanten, er konnte nur immer wiederholen:

„Es ist mein armer, unglücklicher Herr!“

Damit war die Persönlichkeit des Toten festgestellt.

Der Staatsanwalt legte aber trotzdem Beschlag auf dieselbe und gab noch nicht die Einwilligung zur Beerdigung.

Der Baron von Brefont wurde unverzüglich von dem Vorgefallenen benachrichtigt.

Seine Tochter durfte in den wenigen lichten Augenblicken, welche sie hatte, natürlich nichts von der Auffindung des Herzogs erfahren.

Als der Polizeibeamte sich bei dem Baron meldete, stand ein fremder Herr gerade im Begriff, sich zu verabschieden. Es war sicherlich ein Vertreter des hohen Adels, denn seine ganzen Manieren wiesen darauf hin. Er kam wohl, um dem bekannten Baron von Brefont sein Bedauern über den schrecklichen Zwischenfall auszudrücken, denn es war wie ein Lauffeuer bekannt geworden, daß der Herzog von Bligny unmittelbar vor seiner Vermählung verschwand und nun als verstümmelte Leiche im Seinekanal aufgefunden wurde.

Als der Kavalier die Meldung des Dieners vernahm, daß ein Polizeibeamter den Baron zu sprechen wünsche, beeilte er sich zu gehen, aber Brefont ersuchte ihn zu bleiben, da ihn gewiß die neueren Ermittlungen des Staatsanwaltes interessierten.

Der Marquis de Lerma, ein etwa vierzigjähriger Südfranzose, verneigte sich stumm und trat etwas beiseite, während der Polizeibeamte die Schwelle überschritt.

„Was läßt mir der Herr Staatsanwalt sagen?“ be-



gann sofort Herr von Brefont in aufgeregter Weise, denn seit zweimal vierundzwanzig Stunden kam er keinen Augenblick mehr zur Ruhe und verfiel gänzlich.

Der Polizeibeamte teilte ihm mit, daß François, der Diener des Herzogs von Bligny mit aller Bestimmtheit in der aufgefundenen Leiche seinen Herrn erkannt habe, und somit kein Zweifel mehr herrsche. Der Staatsanwalt stellte dem Baron von Brefont anheim, sich ebenfalls durch Augenschein zu überzeugen, und Brefont erklärte sich nach kurzem Besinnen dazu bereit.

Der Marquis de Lerma hatte bis dahin mit keiner Bemerkung das Gespräch unterbrochen; nun trat er einen Schritt vor und sagte:

„Wenn Sie gestatten, Herr Baron, so begleite ich Sie nach der Morgue! Ich hatte vor zwei Jahren Gelegenheit, den Herrn Herzog in einem Pariser Salon kennen zu lernen, und darf mir wohl etwas auf mein anerkannt scharfes Auge zu gute halten.“

Brefont war damit durchaus einverstanden. In der Begleitung des Polizeibeamten führen die Herren nach der Morgue. Während der Baron an der Seite des Beamten mit etwas gebeugtem Rücken den Raum betrat, in welchem die auf Eis gelegte Leiche ruhte, folgte der Marquis de Lerma einigermaßen zögernd. Es schien, als berühre ihn nun doch die ganze traurige Umgebung, in welche er sich begab, peinlich. Eine fahle Blässe lag auf seinem Gesicht und die dunklen Augen glitten einigermaßen scheu über den Steinboden der Morgue. Eine kalte Luft schlug auf ihn ein; er stand in dem Leichenraume. Der Baron tastete mit der Hand nach der Lehne eines zur Seite stehenden Stuhles, denn eine Schwäche drohte ihm.

Der Diener drehte zur besseren Beleuchtung einen elektrischen Hebel, und mit einem dumpfen Schrei fuhr Brefont zurück. Er streckte beide Arme abwehrend aus, und murmelte mehrmals hastig hinter einander:

„Es ist der Herzog, darüber ist gar kein Zweifel!“

Wenn ich auch sein Gesicht nicht mehr erkennen kann, diese Hand mit den mir bekannten Ringen, die Uhrkette, sogar seine Orden — alles sah ich noch wenige Stunden vor seinem Verschwinden! Ich muß hinaus ins Freie, denn mich will eine Ohnmacht anwandeln!“

Der Polizeibeamte reichte dem Baron seinen Arm und geleitete ihn ins Freie.

Der Marquis de Lerma stand noch immer wie zu Stein erstarrt neben dem Toten. Er bohrte seine dunklen Augen förmlich in dessen verstümmeltes Gesicht und es zuckte eigentümlich um den von einem schwarzen Barte beschatteten Mund des Südfranzosen. Plötzlich zuckte der Marquis heftig zusammen.

Hatte nicht jemand seinen Arm berührt? Er wendete den Kopf und ein zorniger Blick traf das Gesicht eines unauffällig gekleideten, harmlos aussehenden Menschen, der unbemerkt die Leichenhalle betreten hatte.

„Ich bitte um Verzeihung!“ stotterte der Mann.

„Man hat mich hierhergeschickt, weil auch ich den verschwundenen Herzog kannte. Ich war nämlich in seinen Diensten!“

Der Marquis wendete sich unangenehm berührt ab.

Was ging ihn dieser ehemalige Bediente an. Er wollte rasch die Halle verlassen, doch bewog ihn ein unbestimmtes Gefühl, sich noch einmal umzuwenden. In diesem Moment begegnete er den Blicken des fremden Mannes, und jetzt erschien ihm derselbe durchaus nicht mehr so harmlos wie vorhin. Wie

ihn dieser Mensch fixierte! Sollte es vielleicht ein verkleideter Polizeispion sein?

Der Marquis hielt sekundenlang den prüfenden Blick des angeblichen Dieners aus, zuckte dann verächtlich die Schultern und entfernte sich.

Gleich darauf rollte der Wagen, in welchem er mit dem Baron von Brefont Platz genommen hatte, davon.

Der Marquis hatte wirklich alle Mühe, den aufs neue erschütterten Baron von Brefont zu beruhigen. Als er sich von demselben trennte, sagte er mit einem Aufschlag seiner dunklen Augen:

„Darf ich mir erlauben, morgen vormittag nach dem Befinden der unglücklichen Baronesse mich zu erkundigen? Sie wissen, Herr Baron, welche Hoffnungen ich einstmals legte? Der unglückliche Herzog von Bligny kam mir allerdings zuvor, und ich gönnte ihm wirklich das Glück, Leontine zu besitzen! Trotzdem vermag ich auch jetzt nur mit tiefer Wehmut an die Tage meiner eigenen Hoffnungen mich zu erinnern.“

Der Baron schien abgestumpft zu sein gegen solche Worte. Er nickte nur zustimmend und schritt schweigend in sein Haus.

Aus dem Tor der Morgue trat bald, nachdem der Marquis das Gebäude verlassen hatte, das „Glasauge“.

Der Detektiv sah dem davoneilenden Wagen eine Weile regungslos nach, dann murmelte er in leisem Tone:

„Ich werde diesen Marquis de Lerma nicht aus dem Auge lassen. Es ist eine Verbrecherphysiognomie darüber täuscht mich selbst sein glänzendes Auftreten nicht hinweg!“

#### IV.

Das „Glasauge“ hatte seinen Chef um die Erlaubnis gebeten, auf eigene Hand, und zwar ganz allein die Innenräume des Palastes des ermordeten Herzogs zu durchsuchen, obwohl dies bereits von seiten des Staatsanwaltes gesehen war, so hatte selbst dieser gegen den Wunsch Bernards nichts einzuwenden. Er ließ in solchen Fällen einem erprobten Detektiv überhaupt vollkommen freie Hand. Wenn irgend ein Mensch in die mysteriöse und in tiefstes Dunkel gehüllte Mordsache Licht bringen konnte, so war es das „Glasauge“.

Davon war sowohl der Staatsanwalt wie auch der Polizeichef überzeugt.

Es war am dritten Abend nach dem Verschwinden des Herzogs, als Bernard, welcher sich in eine Dienertvivree gehüllt hatte, die Glocke auf der herzoglichen Villa zog.

Nach einiger Zeit erschien François und fragte mit müder Stimme nach dem Begehrt des Fremden.

Bernard blickte sich in der von einigen Laternen beleuchteten Straße vorsichtig um, und als er niemand bemerkte, der ihm eventuell folgen konnte, flüsterte er dem alten Diener einige halblaute Worte zu.

François fuhr entsetzt zurück, öffnete dann aber doch das Tor und ließ den Detektiv ein.

Der Diener schien durch das Erscheinen des Polizeispions verwirrt zu sein.

In der Villa zeigte Bernard, dessen Auftreten nun ein überraschend sicheres war, dem alten Manne die beglaubigte Ermächtigung des Polizeichefs und eine Anweisung des Staatsanwaltes.

„Ihr könnt schlafen gehen, wenn Ihr danach Verlangen tragt!“ sagte das „Glasauge“ zu dem alten Manne. „Ich werde mich wahrscheinlich die Nacht über in die Privaträume des Herzogs einschließen und dort ohne jede Beihilfe von fremder Seite eine genaue Durchsuchung vornehmen. Kümmert Euch

nicht um das, was ich tue oder wann ich mich wieder entferne. Uebergibt mir einfach die Schlüssel.“

François war nicht wenig überrascht von solchem Vorgehen. Er konnte doch dagegen nichts tun.

Der Detektiv ließ sich die einzelnen Schlüssel aushändigen, fragte kurz, wo die von dem Herzog bewohnten Zimmer lagen und schritt nun, ohne ein weiteres Wort, davon, den Alten einfach stehen lassend.

François schüttelte den weißen Kopf und schlich nach seiner Stube. Er hatte die neuengagierten Diener entlassen und nur der in der verhängnisvollen Stunde erkrankte Kutscher befand sich noch im Hause, und zwar in einem Hintergebäude. Es ging besser mit dem Mame und die Ansicht des Polizeiarztes, daß der verschwundene John Franklin dem Kutscher des Herzogs im geeigneten Moment irgend etwas in das Essen warf, das bei demselben dann starke Krämpfe hervorrief, schien sich voll zu bestätigen.

Inzwischen hatte sich der alte Mann, welcher untröstlich über die furchtbaren Vorfälle war, so ziemlich erholt. François wäre gern zu ihm hinübergegangen, aber der Detektiv befahl ihm, im Hause zu bleiben und zu keinem Menschen von seiner Anwesenheit hier etwas verlauten zu lassen.

Nun stand das „Glasauge“ im Vorzimmer der herzoglichen Gemächer. Er zog eine kleine Laterne aus der Tasche und machte Licht. Dasselbe genügte ihm vollkommen bei seinen Untersuchungen. Es war weiß und sehr kräftig. Wenn es nötig war, konnte er übrigens auch die elektrische Leitung in Tätigkeit setzen, vorläufig dachte er jedoch nicht daran.

Nachdem er die Tür hinter sich sorgfältig abgeschlossen hatte, sah er sich im ersten Raume um.

Bernard entwickelte bei solchen Inspizierungen einen geradezu bewundernswerten Scharfsinn. Er schritt langsam weiter, denn hier war nichts zu entdecken. Nun befand er sich im Schlafgemache des Herzogs!

Die Tür war durch ein Siegel verschlossen gewesen, aber Bernard hatte vom Staatsanwalt die Berechtigung, dasselbe vorsichtig zu lösen. Das „Glasauge“ leuchtete mit seiner Laterne in alle Ecken des prunkvoll ausgestatteten Raumes. Er wußte, daß jeder Teppich mitersucht wurde, ob sich jenes verdächtige Billet nicht darin befand. Trotzdem ging er noch einmal an die Untersuchung. Nicht die kleinste Falte blieb unberücksichtigt. Das Gesicht Bernards hatte nun etwas spitzes, fuchsartiges angenommen. Seine Augen schienen an tausend Stellen zugleich zu sein. Wie er aber auch suchte, es fand sich nicht das geringste von Wert für ihn. Mit der Polizeilaterne in der Rechten, legte er sich nun platt auf den Boden und kroch unter das große Bett, auch dort jedes Winkelchen ableuchtend.

Nichts, immer nichts!

Er erhob sich, ohne ein Wort zu sagen und schritt unhörbar aus dem Raume. Die Dienermütze hatte er in die Inmentasche seines Rockes gesteckt, damit sie ihm nicht genierte. In der Tasche seines Beinkleides ruhte ein scharf geladener Revolver, um für alle Fälle gesichert zu sein, denn das „Glasauge“ erlebte mitunter seltsame Ueberraschungen.

Der Detektiv suchte nun den Salon des Herzogs auf, der vom Staatsanwalt nicht versiegelt wurde. Auch hier nahm die genaue Durchsuehung eine längere Zeit in Anspruch. Bernard hatte trotzdem keinen Erfolg zu verzeichnen. Nun blieb noch das sogenannte Arbeitszimmer, der wichtigste Raum!

Bernard ärgerte sich nicht im geringsten über die Resultatlosigkeit seiner Arbeit. Er wußte, daß nur zähe Hartnäckigkeit zum Ziele führen konnte. Als er das Siegel gelöst hatte, welches auch den Eingang zum Arbeitszimmer des Herzogs versperrte,

schloß er eine Weile die Laterne. Er horchte minutenlang, ob sich etwa irgend ein Geräusch vernehmen ließ. Es regte sich aber nichts. Vorsichtig schob das „Glasauge“ den Schlüssel ins Schloß und ließ die Feder zurücksehnellen. Im Dunkeln betrat er das geräumige Arbeitszimmer des Herzogs. Er hatte die Tür wiederum hinter sich zgedrückt und verschloß sie sorgfältig. Die Nacht war nicht vollkommen finster, was der Detektiv wußte. Gegen Mitternacht mußte nach seiner Berechnung der Mond aufgehen, und da man die letzten Tage Schneefall hatte, so durfte es ziemlich hell werden.

Nachdem „Glasauge“ wiederum eine Weile gehorcht hatte, ließ der Detektiv das Licht der Laterne aufflammen und beleuchtete den Raum. Er fand, daß dieses Zimmer drei Fenster und eine Glastür enthielt, welche wahrscheinlich auf einen kleinen Balkon oder eine Freitreppe hinausführte, denn der Raum lag im Hochparterre. Ueber Fenster und Türen hingen schwere dunkelsammetene Vorhänge, welche geschlossen waren.

Der Detektiv verschloß von neuem die Klappe seiner Laterne und näherte sich der Glastür, deren Lage er sich gemerkt hatte. Er zog äußerst vorsichtig den schweren Sammet auseinander und blickte ins Freie. Seine Annahme täuschte ihn nicht. Vor der Tür befand sich ein breiter Balkon, der mittelst einer eisernen Treppe mit dem Parke verbunden war.

Eine weite Schneefläche zeigte sich den Blicken des Detektivs. Der Mond war bereits aufgegangen und es herrschte im Parke draußen, dessen flockenbedeckte Zweige bewegungslos von den Bäumen herniederhingen, eine fahle Beleuchtung. Kein Laut drang von draußen herein. Der Park war um diese späte Stunde natürlich von keiner Menschenseele belebt.

Das „Glasauge“ versuchte die Tür zu öffnen, fand dieselbe jedoch verschlossen, und da er nicht darauf vorbereitet war, besaß er auch nicht den Schlüssel. Er betrachtete sich den Balkon, die Treppe und die nächste Umgebung, zog darauf die Vorhänge wieder dicht zusammen und machte Licht. Er durfte hoffen, von keinem menschlichen Auge während seiner Nachforschungen beobachtet zu werden, obwohl es eigentlich ein leichtes wäre, unbemerkt vom Park nach dem Balkon zu steigen und durch einen schmalen Spalt in das Zimmer zu blicken.

Wer sollte dies aber zu solch ungewöhnlicher Stunde wagen! Wozu auch?

Der Detektiv setzte sein Licht derart auf den Vorsprung einer Säule, daß die Strahlen voll über den Schreibtisch fielen. Ohne Zögern sperrte er die einzelnen Fächer auf, genau so, wie es der Staatsanwalt tat. Den einzelnen Papieren widmete nun das „Glasauge“ schärfste Aufmerksamkeit. Er hatte ein Buch aus der Tasche genommen und notierte sich von Zeit zu Zeit einige Daten. Stets schob er das Durchsuchte aber wieder in die Fächer zurück. Was er erhoffte, fand er nicht; keine Aufklärung, kein auch noch so geringes Anzeichen, oder ein Hinweis, wo die geheimnisvollen Mörder zu suchen waren! Das „Glasauge“ trat zurück und zum erstenmale zog ein Ausdruck der Unzufriedenheit über seine Züge. Dann blitzte es in seinen kleinen Augen seltsam auf. Abermals begann er den großen und wie es schien, altertümlichen Schreibtisch einer Untersuchung zu unterwerfen. Derartige Möbelstücke besitzen fast immer ein Geheimfach und der Umstand, daß Bernard bis dahin ein solches noch nicht entdeckte, sagte ihm eben nur, daß sich dasselbe sehr gut verbarg. Ein Mann wie Bernard ließ sich indessen nicht so leicht entmutigen.

Zehn Minuten vergingen, dann stieß das „Glas-

auge“ einen zischenden Laut aus. Er hatte die Geheimfeder entdeckt, welche ein an der Rückwand des Schreibtisches befindliches Fach öffnen mußte. Ein zweimaliger Versuch, dann fiel eine Klappe herunter und mehrere Papiere lagen vor Bernard.

Entstand dort nicht soeben ein Geräusch? Vielleicht täuschte sich das „Glasauge“ und der kurze Ton kam vom Schreibtisch selbst her. Trotzdem verlöschte Bernard augenblicklich das Licht seiner Laterne und stand mit einem Sprunge an der Glastür, ebenso schnell riß er den Stoff auseinander und blickte ins Freie. Dort herrschte noch immer der fahle Mondschein. Es war jedoch kein Mensch zu sehen und achselzuckend schritt der Detektiv zum Schreibtische zurück. Er machte von neuem Licht und nahm nun bedächtig die Papiere aus dem Geheimfach. Es schienen zwei alte, teils vergilbte Familiendokumente zu sein. Dabei lag ein Testament des Herzogs, welchem Bernard nur wenig Interesse zunächst schenkte. Er hatte ein zweites Papier entdeckt, dessen Nachtrag ihm wichtiger als alles andere erschien. Mit einem geheimnisvollen Lächeln und mehrmals mit dem Kopf nickend, begann er zu lesen.

Der Trauschein des Herzogs von Bligny lag vor ihm.

Von diesem Dokument hatte sicherlich weder Herr von Brefont noch seine Tochter eine Ahnung.

Der Detektiv las mit halbblauer Stimme:

„Im Mai d. J. 1901 — Maurice de Lanterre — vermählt mit Gisa Cornary, Tänzerin der Pariser Oper — Nizza.“

Das „Glasauge“ streifte beinahe liebkosend mit der Hand über das noch ziemlich neue Papier, über welchem das französische Wappen prangte und stand eben im Begriffe, dasselbe zusammenzufalten, als ein Krachen erfolgte. Dicht vor der Glastür war ein Schuß abgegeben worden, dessen Kugel die Scheiben zersplitterte und kaum eine Handbreit vom Ohr des Detektiv vorübersauste, um in die Wand zu schlagen.

„Hollah!“ rief der Detektiv, während er in die Höhe schnellte. „Das wird verdammt ernst!“

Mit einem Sprunge stand er an der Glastür und stieß dieselbe mit einem wütenden Fußtritte auf. Er riß dabei den schweren Stoff zur Seite und starrte eine Sekunde lang in das totbleiche Gesicht des verschwundenen Herzogs von Bligny.

Bernard wurde derart überrascht, daß er zurücktaumelte und sich an die Stirn griff, ob er denn wache oder träumte.

Die Glassplitter am Boden und die durchbohrte Mauer brachten ihn jedoch rasch wieder zur Besinnung. Vor allen Dingen hieß es, sich des Herzogs zu bemächtigen.

Die Tür wich einem erneuten Fußtritte und der Weg war frei.

Bernard besann sich in diesem Augenblicke auf das wichtige Papier, welches er am Tische liegen ließ und raffte es blitzschnell empor, das Dokument in seiner Tasche verschwinden lassend, dann stürzte er ins Freie, hinunter über die Treppe in den Park. Auf der weißen Schneefläche die matt im Mondlicht erglänzte, zeichneten sich die scharf abgegrenzten Spuren von Fußtritten.

Der unheimliche Gast, in dessen Gesicht das Glasauge kurz vorher starrte, hatte die Flucht ergriffen und verschwand soeben hinter einigen Sträuchern. Der Detektiv zog im Dabinstürmen den Revolver aus der Tasche und war entschlossen, den Flüchtling durch einen Schuß zum Stehen zu zwingen.

Nun aber zeigte sich für Bernard die Unmöglichkeit, sich in dem Parke zurecht zu finden. Er war früher niemals hier gewesen und schon nach we-

nigen Minuten mußte er sich eingestehen, daß ihm der Flüchtling entwischt war. Bernard besaß jedoch eine unglaubliche Hartnäckigkeit, und einem Bluthunde gleich, der die Spur nur für Minuten verloren hatte, rannte er durch den schneebedeckten stillen Park. Das Krachen eines Astes zeigte ihm plötzlich wieder die Richtung, welche der Mann genommen hatte, dessen Gesicht die Züge des verschwundenen Herzogs trugen.

Das „Glasauge“ hatte sich im Polizeigebäude eine ganze Anzahl Photographien desselben vorlegen lassen und er war überzeugt, sich nicht zu täuschen. Einen Zusammenhang konnte er nicht ergründen.

Plötzlich stand Bernard an der Mauer des Parkes. Eine schmale eiserne Pforte fiel laut krachend ins Schloß und in demselben Augenblick gab das „Glasauge“ einen Schuß aus dem Revolver ab. Er hatte hinter der Pforte, die nach der Straße führte, den Schatten einer einzelnen Gestalt bemerkt. Ob er getroffen hatte oder nicht, ließ sich jetzt nicht feststellen. Das Eisengitter war versperrt und setzte auch dem kräftigsten Anstürmen Bernards Widerstand entgegen. Er mußte wohl oder übel die Mauer übersteigen. Ein Baum half ihm dazu und gerade, als sich das „Glasauge“ auf dem Rand der Mauer befand, rollte ein geschlossener Wagen in schärfstem Tempo durch die Straße, an der Ecke verschwindend. Nun wußte der Detektiv, daß eine weitere Verfolgung von seiner Seite unmöglich war, denn ihm selbst stand kein Wagen zur Verfügung.

Er ließ sich bedächtig niederfallen und die Mütze auf den Kopf drückend, schritt er nach dem Innern der Stadt, vorläufig mehr als zufrieden mit den Entdeckungen, welche er gemacht hatte.

Nur eines blieb ihm vollkommen rätselhaft: Was hatte dieser Marquis de Lerma mit dem Verbrechen zu tun, denn um ein solches handelte es sich unbedingt, selbst wenn der Herzog von Bligny sich am Leben beland, was vorläufig selbst für das „Glasauge“ ein unergründliches Rätsel bildete.

Bernard hatte am nächsten Morgen mit dem Staatsanwalt eine geheime Besprechung. Den Mittelpunkt bildete der seltsame Trauschein des Herzogs von Bligny. Man kam überein, das strengste Schweigen über diese letzten Vorgänge zu bewahren.

Der Staatsanwalt verweigerte auch jetzt noch entschieden die Freigabe der beschlagnahmten Leiche, welche in der Morgue verblieb, obwohl Herr von Brefont als auch der alte Diener François um ein ehrliches Begräbnis baten. Der Staatsanwalt lehnte ein jedes dieser Gesuche ohne jedes Motiv ab.

Das „Glasauge“ ging nun daran, eingehend die Meldelisten der Pariser Hotels zu studieren. Die Arbeit war eine ziemlich beschwerliche. Lange zeigte sich nicht der geringste verdächtige Anhaltspunkt. Da ordnete Bernard an, daß ihm die sogenannten schwarzen Listen unterbreitet wurden, welche von einer eigens dazu ernannten Kriminalabteilung in Paris geführt werden. Hier handelte es sich um Persönlichkeiten, welche in den verschiedensten Hotels wohnten, ohne daß die Polizei wußte, wovon dieselben ihren Aufenthalt bestritten. Zur Bewachung dieser Personen, welche oft genug hohe Namen trugen, waren die klügsten und vorsichtigsten Beamten befohlen.

Bernard hatte seine ersten Erfolge in dieser Abteilung geholt und er begab sich zu dem Leiter derselben. Seiner Bitte, Einblick in die Listen der letzten Tage und Wochen zu erhalten, wurde ohne weiteres entsprochen. Abermals saß das „Glasauge“ stundenlang in einer Ecke des Polizeizimmers und studierte die schwarze Liste. Da fanden sich Fürsten, Herzöge, Grafen, Barone aus aller Herren Länder. Nur in den seltensten Fällen schritt die Polizei of-

fen gegen eine dieser aus dem oder jenem Grande verdächtigen Personen ein. Die Hauptsache war, daß man dieselben bewachen konnte. Hatten sie Paris verlassen, ohne daß sich etwas ergab, so wurde der Name einfach gestrichen und die betreffende Liste vernichtet.

Bernards Augen blieben nach langem Suchen an einem Namen hängen, der ihn besonders interessierte.

Da stand zu lesen: Gräfin Ida Kowalsky, Hotel de Roma. Am 16. Februar mit dem Südzuge angelangt, in Begleitung eines Kammermädchens. Sie erhielt den Besuch eines Mannes, den unsere Polizisten seit langem beobachten, ohne ihn fassen zu können, des Marquis de Lerma. Er ist dringend der Spionage verdächtigt. Die Gräfin ist am 18. Februar abgereist.“ Vielleicht war nur aus Versehen diese Liste noch vorhanden, möglich auch, daß man um dieses Marquis de Lerma willen ein besonderes Gewicht der Gräfin Ida Kowalsky entgegenbrachte.

Bernard machte sich einige Notizen, schloß für heute seine Nachforschungen und begab sich zu dem Leiter der Abteilung.

„Ich möchte gern den Kollegen sprechen, welcher die Gräfin Kowalsky zu beobachten hatte,“ sagte er.

Der Beamte war zufällig anwesend, und das „Glasauge“ ließ sich von ihm genau die Persönlichkeit der Gräfin beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

Wie Prinz Humbert um Prinzessin Margherita freite. In italienischer Sprache ist dieser Tage aus der Feder von Fanny Zampini-Salazar eine Biographie von „Margherita von Savoyen, Italiens erster Königin“, erschienen. Unter vielen anderen anekdotenhaften Zügen erzählt die italienische Schriftstellerin in ihrem neuen Werke, wie Prinz Humbert um die Prinzessin Margherita freite. Im Jahre 1867 hielt Karl von Rumänien um die junge Prinzessin an, aber Prinzessin Margherita schlug die Werbung aus und sagte ihrer Mutter, der Herzogin von Genua, sie solle sie doch in Italien lassen; sie wolle lieber unvermählt in Italien bleiben, als auf einem Throne des Auslandes sitzen. Eines Tages unterhielt sich König Viktor Emanuel mit dem General Menabrea über den Plan einer Vermählung des Thronfolgers und fragte ihn, ob er keine Prinzessin nennen könne. Der General sagte ziemlich freimütig, er müsse sich darüber wundern, daß S. Majestät nicht die schönste und geeignetste Gattin für den Thronfolger gefunden habe, nämlich die Prinzessin Margherita, Viktor Emanuels Nichte. „Die ist doch noch ein Kind“, erwiderte der König, und der General meinte darauf: „Nein, Majestät, sie ist kein Kind mehr, sondern ein anmutiges wohlgezogenes Mädchen“. (Die Prinzessin war damals 16jährig.) Wenige Tage darauf ließ die Herzogin von Genua in ihrem Palast ihre Tochter rufen und ließ ihr mitteilen, der König wünsche sie zu sprechen. Margherita kam sogleich herab, aber im Privatgemach ihrer Mutter fand sie nicht den König, sondern den Thronfolger. Die Herzogin hatte dem Prinzen Humbert erlaubt, selber um ihre Tochter anzuhalten, weil sie wünschte, daß diese vollkommen frei über sich verfügen möge. Der Prinz, der die stolze, reine Seele seiner Cousine kannte, hatte von seiner Taunte die Erlaubnis bekommen, allein mit der Prinzessin zu reden. Als der Prinz und die Prinzessin allein waren, sagte Prinz Humbert

mit militärischer Kürze: „Margherita, willst du meine Frau werden?“ Worauf Margherita zwischen Freude und Verwirrung schwankend, lächelnd antwortete: „Du weißt, wie stolz ich darauf bin, dem Hause Savoyen anzugehören. Wenn ich deine Frau werde, gehöre ich ihm doppelt an.“ Prinzessin Margherita ging in ihre Gemächer und umarmte ihre Erzieherin, die Baronin v. Arbeyer, und sagte nichts als die Worte: „Ich bin die Braut des Prinzen Humbert!“

Im siedendheißen Bad verbrüht. Einen entsetzlichen Tod hat in der staatlichen Irrenanstalt Ettelbrück eine geisteskranke Frau erlitten. Dort tauchte eine 18jährige Wärterin eine Geisteskranke in ein siedendheißes Bad. Die Unglückliche schrie aus Leibeskräften um Hilfe, die Wärterin glaubte jedoch, diese Schreie auf einen Wahnsinnsausbruch zurückführen zu müssen, und drückte die Kranke um so tiefer ins Wasser. Die bedauernswerte Frau verbrühte entsetzlich. Sie starb unter großen Schmerzen nach einigen Stunden. Es scheint, daß die junge Wärterin aus Nachlässigkeit sich über den Wärmegrad des Wassers ungenügend orientiert hatte.

War Goethe kurzsichtig? Erst seit dem Jahre 1900 wird die Frage erörtert, ob Goethe kurzsichtig gewesen sei. Denn in diesem Jahre kam der Augenarzt Professor Hermann Cohn nach Weimar und fand im Goethehause eine Lorgnette und eine Lupe. Die Lorgnette hatte schwache Gläser für Kurzsichtige, die Lupe starke Gläser für Kurzsichtige. Die Gläser sollen Goethes Eigentum gewesen und von ihm wirklich gebraucht worden sein. Der Unterschied der Stärke in den beiden Gläsern ist jedoch so groß, daß man bezweifeln muß, ob eine und dieselbe Person die beiden Gläser benützt hat. Hätte Goethe sich der Lupe für stark Kurzsichtige wirklich bedient, so würde dies sicherlich längst bekannt gewesen sein. Denn ein so stark Kurzsichtiger fällt sofort aller Welt auf. Vielleicht würde er dann auch nicht so häufig seiner Abneigung gegen Brillenträger Ausdruck gegeben haben. Andererseits gibt es aber eine Reihe von Zeugnissen, die für eine mäßige Kurzsichtigkeit Goethes sprechen, so daß er wohl die Lorgnette mit den schwachen Gläsern gebraucht haben wird. Sein Hausfreund Riemer bezeugt ausdrücklich, daß er sich im Theater einer Lorgnette bediente. Wir besitzen auch ein indirektes Zeugnis für eine mäßige Kurzsichtigkeit Goethes. Es ist nämlich bezeugt, daß er im hohen Alter ohne Konvexbrille las und schrieb, was nur denjenigen Menschen möglich ist, die in der Jugend etwas kurzsichtig waren. Denn ein normalsichtiger Mensch wird im höheren Alter weitsichtig und muß sich dann zum Lesen wie zum Schreiben einer Konvexbrille bedienen. Wenig bekannt ist es, daß sowohl Goethes Frau wie Goethes Mutter kurzsichtig waren und sich einer Lorgnette bedienten.

Der Kaiser half aus. Die Teilnahme an der Hunderjahrfeier seines Regiments, des Infanterie-Regiments No. 88 in Mainz war der sehnlichste Wunsch des alten Kriegsveteranen F. in Benshausen in Thüringen. Aber das nötige Kleingeld fehlte hierzu. Da setzte er sich kurz entschlossen hin und bat in einem Brief den Kaiser, ihm doch durch Ueberweisung des Reisegeldes die Teilnahme an der Feier zu ermöglichen. Da diese Angelegenheit Eile hatte, so wurde von dem üblichen Instanzenweg abgesehen und dem alten Kriegsveteranen ein Reise- und Zehr-geld von 20 Mark aus der kaiserlichen Privatschatulle übermittelt.



## Unterhaltungsecke



### Auflösungen der letzten Aufgabe.

Auflösung des Silben-Aenderungs-Rätsels:  
Wiege Ulan Raffel Stadel Taler.  
Speck — Wurst.

Auflösung der Zusammensetz-Aufgabe:  
Oben rechts im Bilde!

Auflösung des Visitenkarten-Rätsels:  
Wer will unter die Soldaten.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

B hatte e W, e D, e 7, g D, g 7, r K, r O, r 9, r 8, r 7;  
C, e K, e O, e 8, g K, g O, g 8, s 10, s K, s O, s 9.  
Im Skat lagen s 8 und s 7.

Verlauf:

1. g W, e W, e K (— 8).
  2. r K, e O, r 10 (— 25).
  3. s K, s D, e D (— 51).
  4. r O, e 8, r D (— 65).
  5. s 10, e 10, r 7.
  6. s W, e 7, s 9.
  7. g 9, g 7, g K (— 69).
  8. s O, g 10, g D (— 93).
- Entsprechend bei Grün Solo.

Auflösung des Bilder-Rätsels:  
Nichts drückt schwerer als ein Geheimnis.

Auflösung des Logogriph:  
Wachtel, Achtel.

Auflösung des Rätsels:  
Majoran. — Majorat.

### Neue Aufgaben.

Silben-Wechsel-Rätsel.

Pforte Robert Stengel Ballon Parade Pudel Suade  
Breimen Leumund Pegel Havel.

Die erste Silbe vorstehender 11 Worte soll durch eine der nachstehenden derart ausgewechselt werden, daß die Anfangsbuchstaben der neu entstehenden Worte, aneinandergesetzt, den Namen eines vor nicht langer Zeit verstorbenen deutschen Dichters ergeben.

al ed fre gua i i meu nu rah rin ta.  
Versteck-Rätsel.

In jeder der folgenden Dichterstellen ist ein Wort, das einen geographischen Namen enthält:

1. Die Grazien sind leider ausgeblieben. (Goethe.)  
— Stadt in Steiermark. —
2. Bist du denn nicht auch zugrunde gerichtet?  
— Stadt im Harz. — (Goethe.)
3. Sei nicht Amboß deinem Leid.  
Nein, sei deines Leides Hammer. (Markgraf.)  
— Stadt in Westfalen. —
4. Der Dichter steht auf einer höhern Warte  
Als auf den Zinnen der Parlei. (Freiligrath.)  
— Nebenfluß der Donau. —
5. Oft kommt ein nützlich Wort aus schlechtem  
Munde. (Schiller.)  
— Nebenfluß der Donau. —
6. Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn.  
— Stadt in Hannover. — (Goethe.)
7. Komm doch näher, liebe Kleine. (Kind.)  
— Nebenfluß der Aller. —
8. Eilende Wolken, Segler der Lülte. (Schiller.)  
— Ort in Salzkammergut. —
9. Auch für die rauhe Brust gibt's Augenblicke,  
Wo dunkle Mächte Melodien wecken. (Körner.)  
— Stadt in Italien. —
10. „Mehrere machen es schlimmer,“ wie Bias meint  
von Priene. (Aus dem Griechischen.)  
— Ort in Oberbayern. —

## Bilder-Rätsel.

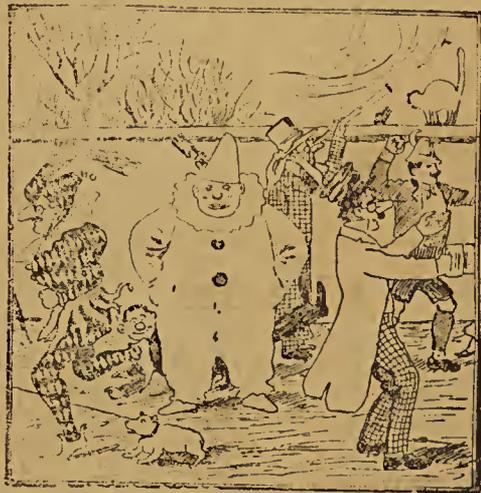


Zusammensetz-Aufgabe.

Aar Ar Ei Gau Ger Kar Pas Sage Sau Tal Tell  
Vogt.

Je zwei der vorstehenden zwölf Worte, richtig aneinandergesetzt, müssen stets ein Hauptwort ergeben. Wie lauten diese?

Such-Bild.

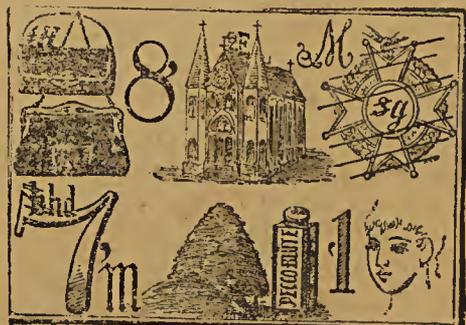


Wieviel Personen sind auf dem Bilde?

Skat-Aufgabe.

B. (Mittelhand) tourniert auf folgende Karten:  
r W, s W, e 10, e 7, g 10, g K, r 10, r K, r O, r 9.  
Er faßt s K, findet r D dazu, legt e D, r 10 und verliert, weil er nach dem ersten Stich nicht wirft, mit Schwarz. A hat alle Farben und doppelt soviel Augen als C, der drei Neunen hat. Angespielt wird e K.  
Wie sitzen und wie fallen die Karten?

## Bilder-Rätsel.



Das Jagdfrühstück.

Bayerische Knödel — Erbsen — Hasenpastete — Ragout fin — Spiegeleier — Teltower Rübchen — Ungarisch Gulasch — Ungarischer Karpfen.  
Bringt man die vorstehenden Speisen in eine andere Reihenfolge, sagen die Anfangsbuchstaben uns, zu wessen Ehren das Jagdfrühstück stattfand.